

Geschichte in Köln

Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte

66

2019

Herausgegeben von

Thomas Deres – Christian Hillen – Michael Kaiser – Martin Kröger
Stefan Lewejohann – Georg Mölich – Joachim Oepen – Wolfgang Rosen
Lars Wirtler – Stefan Wunsch

in Verbindung mit

Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e.V.

Band 66 2019

herausgegeben von

Christian Hillen, Michael Kaiser und Stefan Wunsch

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Impressum

»Geschichte in Köln« (GiK) entstand 1977 als studentische Zeitschrift am Historischen Seminar der Universität zu Köln, das erste Heft erschien im April 1978. Das damalige Konzept, neben etablierten Autoren auch Beiträge von Studierenden zu veröffentlichen, erwies sich als überaus erfolgreich, da so wichtige Forschungsergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden konnten. Die ab Band 48 als umfangreicher Jahrgangsband publizierte Zeitschrift enthält Aufsätze, Miscellen und Rezensionen. Der Schwerpunkt liegt auf der kölnischen Stadtgeschichte und der rheinischen Landes-, Regional-, Stadt- und Ortsgeschichte, wobei in GiK durchaus auch Beiträgen mit übergreifendem Ansatz oder zur vergleichenden Stadtgeschichte ein Forum geboten wird. Dabei wurde das Prinzip beibehalten, Beiträge aus dem Entstehungskontext wissenschaftlicher Qualifikationsarbeiten neben Aufsätzen etablierter Historikerinnen und Historiker zu veröffentlichen. Seit 1995 erscheint GiK mit dem Untertitel »Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte«, seit 1998 wird sie in Verbindung mit dem Verein Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e. V. herausgegeben. GiK ist auch Jahressgabe für die Mitglieder des »Fördervereins Geschichte in Köln e. V.«.

Herausgeber: T. Deres – C. Hillen – M. Kaiser – M. Kröger – S. Lewejohann – G. Mölich – J. Oepen – W. Rosen – L. Wirtler – S. Wunsch
in Verbindung mit: Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e. V.

Band 66 herausgegeben von Christian Hillen, Michael Kaiser und Stefan Wunsch

Redaktionsanschrift: Geschichte in Köln, Zeitschrift für Stadt- und Regionalgeschichte, c/o Stefan Wunsch M.A., Franz-Denhovenstraße 51, 50735 Köln, www.geschichte-in-koeln.de
E-Mail: info@foerderverein-geschichte-in-koeln.de

Verlag: Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien, Lindenstraße 14, D-50674 Köln, www.boehlau-verlag.com

Lektorat: Stefan Wunsch, Köln; **Bildredaktion:** Birgit Lambert
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln **Satz:** büro mn, Bielefeld; **Druck:** Strauss, Mörtenbach
Printed in the EU

© 2019 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Wien Köln Weimar.
Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Erscheinungsweise/Bezugsbedingungen: Geschichte in Köln erscheint einmal im Jahr und kann über den Buchhandel oder unmittelbar beim Verlag bezogen werden.

Zur Titelabbildung: Tympanon von St. Cäcilien, Detail: segnender Engel (Köln, Museum Schnütgen, Inv.-Nr. K 275; Foto: Rheinisches Bildarchiv Köln, Wolfgang F. Meier, rba_d032909_04)

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISSN 0720 3659, ISBN der aktuellen Ausgabe: 978-3-412-51774-8

Gedruckt mit freundlicher Unterstützung
des Vereins Freunde des Kölnischen Stadtmuseums e. V.,
des Landschaftsverbandes Rheinland,
des Fördervereins Geschichte in Köln e. V.



Inhalt

Ulrike Bergmann / Esther von Plehwe-Leisen Das Recycling römischen Kalksteins aus Lothringen in der Kölner Bildhauerkunst des Mittelalters	7
Farbtafeln	41
Lea Raith Eine Kölner Briefsammlung auf Abwegen. Kölner Papstbriefe des 9.–11. Jahrhunderts und ihre Trierer Überlieferung	65
Gerhard-Peter Handschuh »Der Kölner, den man der Habsucht zieh, ...«. Erzbischof Anno II. von Köln, Königin Richeza von Polen und das Erbe der Ezzonen	87
Saskia Klimkeit Eine gefälschte Approbation des Hexenhammers? Ein Kölner Notariatsinstrument von 1487	115
Philipp Gatzen Ein Amtsträger im Spannungsfeld kurkölnischer und Osnabrücker Interessen: Ferdinand von Kerssenbrock als Statthalter des Kurfürsten Clemens August im Fürstbistum Osnabrück	139
Michael Rohrschneider Die Stadt Köln, das Reich und der Immerwährende Reichstag im 18. Jahrhundert. Stand und Perspektiven der Forschung	163
Henrike Stein Der Besuch Napoleons in Köln 1804 im Spiegel der Inschriften Ferdinand Franz Wallrafs	177
Lukas Doil »Werde politisch oder stirb!«. Krisendiskurs, Mobilisierung und Gewalt in der Kölner Studentenschaft (1928–1934)	201
Kim Opgenoorth Organisation und Akteure der HJ-Zeitung »Die Fanfare« (1933–1937) im Rheinland	231

Miszellen

Dirk Schmitz Die römische Bibliothek von Köln 261

Jürgen Herres Die »Neue Rheinische Zeitung. Organ der Demokratie«
1848/49. Neue Zugänge und Arbeitsmöglichkeiten 269

Gregor M. Weiermüller/Benedikt Neuwöhner Besatzungsherrschaft
und Alltag im Rheinland – Die belgische, britische und amerikanische
Besatzung nach dem Ersten Weltkrieg. Ein Tagungsbericht 279

Helmut Johannes Fußbroich Das Hauszeichen der WiSo-Fakultät
der Universität zu Köln 289

Buchbesprechungen 295

Markus Trier/Friederike Naumann-Steckner (Hg.): Bodenschätze –
Archäologie in Köln *von Lars Wirtler* 295

Hugo Stehkämper/Carl Dietmar: Köln im Hochmittelalter 1074/75–1288
von Eberhard Isenmann 296

Joseph P. Huffman: The Imperial City of Cologne. From Roman Colony
to Medieval Metropolis *von Christian Hillen* 299

Peter von Jülich: De modo mensurandi vasa. Ein Traktat
zur Fassmessung aus dem frühen 15. Jahrhundert *von Karl Ubl* 301

Joachim Oepen/Anna Pawlik: Das Abendmahlretabel von
Bartholomäus Bruyn dem Älteren in St. Severin *von Wolfgang Schmid* 301

Yvonne Bergerfurth: Die Bruderschaften der Kölner Jesuiten
1576 bis 1773 *von Bernhard Schneider* 302

Rüdiger Müller: 200 Jahre J.P. Bachem. Eine Kölner Familie
schreibt Geschichte *von Hans-Gerd Dick* 305

Arnold Jacobshagen/Annette Kreuziger-Herr (Hrsg.): 1863 – Der Kölner Dom und die Musik <i>von Stefan Plettendorff</i>	307
Wolfram Hagspiel: Köln in Fotografien aus der Kaiserzeit <i>von Joachim Oepen</i>	309
Katrin Hieke: Im Spannungsfeld von Politik, Innovation und Tradition: Das Rheinische Museum/Haus der Rheinischen Heimat in Köln 1925–1956 <i>von Eckhard Bolenz</i>	310
Robert Becker: Die Kölner Regierungspräsidenten im Nationalsozialismus. Zum Versagen von Vertretern einer Funktionselite <i>von Hans-Gerd Dick</i>	312
Michaela Keim/Stefan Lewejohann (Hg.): Köln 68! protest. pop. provokation. <i>von Christian Hillen</i>	314
Claus Leggewie: 50 Jahre '68. Köln und seine Protestgeschichte <i>von Thomas Deres</i>	316
Barbara Schock-Werner: Köln. Auf den Punkt II. Mit der Dombaumeisterin a. D. durch die Stadt <i>von Wolfgang Rosen</i>	318
Abstracts	321
Autorinnen und Autoren	325

Buchbesprechungen

Markus Trier/Friederike Naumann-Steckner (Hg.): Bodenschätze – Archäologie in Köln, Köln: J.P. Bachem-Verlag 2018, 144 Seiten, 20 s/w und 105 farbige Fotografien, 18,95 Euro.

Das Römisch-Germanische Museum der Stadt Köln (RGM) ist gemessen an der Zahl der Besucher das erfolgreichste Kölner Museum. Dazu dürften mehrere Faktoren beigetragen haben: Neben der überaus günstigen zentralen Lage sicher das Angebot dieses Museums, denn die römische Vergangenheit ist ein Alleinstellungsmerkmal Kölns unter den deutschen Großstädten, jedenfalls derer die mehr als eine halbe Million Einwohner haben; Städte wie Bonn, Mainz oder Trier sind zum Teil erheblich kleiner. Da dieses Museum auch institutionell eng mit dem Kölner Amt für Bodendenkmalpflege verbunden ist, kann der zeitliche Rahmen der ausgestellten Funde zumal bei den Sonderausstellungen auch weiter gefasst werden, wie zuletzt in der Ausstellung Bodenschätze, die von Juli bis Dezember 2018 zu sehen war und die in dem hier besprochenen Band dokumentiert ist. Hierbei reichte die zeitliche Bandbreite der Exponate – keineswegs alles Neufunde – von der Jungsteinzeit bis zum Spätmittelalter, die in den instruktiven Katalogbeiträgen nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich in ihrem Fundkontext eingeordnet werden, wobei sich komprimierte, aber hochkarätige Kurzdarstellungen ergeben wie etwa über die jungsteinzeitliche Siedlung in Lindenthal (S. 42 ff.), die Kindergräber bei St. Ursula (S. 106 ff.), Deutz in der Spätantike und im Mittelalter (S. 110 ff., zwei Beiträge) oder die Ausgrabungen der letzten Jahrzehnte am Heumarkt (S. 126 ff., ebenfalls zwei Beiträge), denen wir wertvolle Aufschlüsse über das Wirtschaftsleben der Stadt Köln im Mittelalter verdanken. Besonderes Interesse verdient der Beitrag über die Ausgrabungen an der Antoniterstraße (S. 80 ff.), zumal dort auch die spektakuläre Freilegung einer römischen Bibliothek dokumentiert wird (S. 87 ff.). Es werden unabhängig vom räumlichen Ausgrabungsbefund auch thematische Schwerpunkte gelegt, so etwa in dem Beitrag über Tod und Ritual (S. 68 ff.) anhand der diesbezüglichen Funde im früheren römischen Flottenlager Alteburg. Überhaupt ist dieser Band mehr als ein bloßer Ausstellungskatalog, da in den drei einführenden Beiträgen (S. 12 ff.) jeweils Überblicke zur Historie des RGM, der Entwicklung der Kölner Stadtarchäologie sowie zur Museumspädagogik vorgelegt werden.

Man legt diesen Begleitband nicht ohne eine gewisse Wehmut aus der Hand, da das RGM Ende 2018 zwecks Sanierung, die bis 2024/25 währen soll, geschlossen wurde. Ob es bei diesem Zeitrahmen bleiben wird, sei dahingestellt, trübselige Erfahrungen mit der Durchführung öffentlicher Bauten in Köln (das Desaster mit der Opersanierung ist hier nur der krasseste Fall) wecken hier leise Zweifel. Aber auch der für das Ausweichquartier im früheren Belgischen Haus für das Frühjahr 2019 angekündigte Umzug ist zum Zeitpunkt der Niederschrift dieser Rezension (Juli 2019) noch nicht vollzogen. Dieses Provisorium kann aufgrund der räumlichen Gegebenheiten aber auch nicht annähernd ein adäquater Ersatz sein. So ist dieser Band neben seinen

informativen Aspekten auch so etwas wie ein Abschiedsgruß – wenn auch nicht für immer, so doch für längere Zeit.

Lars Wirtler, Köln

Hugo Stehkämper/Carl Dietmar: Köln im Hochmittelalter 1074/75–1288 (Geschichte der Stadt Köln, Band 3), Köln: Greven Verlag 2016, 572 Seiten, 123 meist farbige Abbildungen, 60,00 Euro.

Der im Jahre 2010 verstorbene Hugo Stehkämper konnte den vorliegenden Band der Stadtgeschichte in der geplanten Konzeption nicht mehr fertigstellen. Dem Bericht des Herausgebers der Gesamtreihe zufolge waren die ersten neun Kapitel bereits zu einem so außerordentlichen Umfang angewachsen, dass der Verfasser selbst auf die Notwendigkeit, zu kürzen und zu redigieren, hingewiesen hat. Diese schwierigen Aufgaben, die erhebliche Eingriffe erforderten, übernahm schließlich Carl Dietmar, der zudem die noch fehlenden Kapitel 10 und 11 zur Zeit von der Regierung Erzbischof Engelberts I. von Berg (1216–1225) bis zur Regierung Siegfrieds von Westenburg (1275–1297) mit dem Einschnitt der Schlacht von Worringen 1288 und dem nachfolgenden Spruch einer Gerichtskommission unter der Leitung der Erzbischöfe von Mainz und Trier gegen die Stadt Köln im Jahre 1290 selbst verfasste (S. 298–385). Dabei greift Dietmar in zahlreichen Zitaten auf grundlegende Arbeiten Stehkämpers zu den Ereignissen in diesem Zeitraum zurück. Als Ergänzung der Konzeption fügt Dietmar ein 12. Kapitel über das »Bild der Stadt am Ende des 13. Jahrhunderts« sowie einen knappen Ausblick auf die Wende zum Spätmittelalter hinzu (S. 386–443). Der Band enthält ein knappes Glossar zu einigen Begriffen und Institutionen sowie ein Personen-, Sach- und Ortsregister und, nicht zu vergessen, ein aussagekräftiges Inhaltsverzeichnis.

Der zeitliche Rahmen des Bandes erstreckt sich in seinen ereignisgeschichtlichen Teilen vom Aufstand Kölner Bürger gegen Erzbischof Anno II. im Jahre 1074 bis zu jener Schlacht von Worringen von 1288. Den thematisch-reflektierenden Grundzug bildet in Verbindung mit den vielgestaltigen und wechselhaften Ereignissen die Frage nach dem Übergang der vom erzbischöflichen Stadtherrn beherrschten zur kommunalisierten, bürgerschaftlich selbstbestimmten Stadt. Aufruhr und nahezu permanente offene oder latente Konflikte mit dem Stadtherrn und Autonomiebestrebungen der Bürger sind verwoben mit der Territorialpolitik der Kölner Erzbischöfe, die als geistliche Herren zugleich im weltlichen Bereich als kriegführende und selbst in den Krieg ziehende Herzöge auftraten, mit dem Ziel einer Hegemonialstellung im niederrheinischen Raum mithilfe des beanspruchten westfälischen Dukats. Mit der verlorenen Schlacht von Worringen, an der Kölner mit einem Kontingent teilnahmen und in die dynastischen Streitigkeiten eingriffen, wurde das Ziel der Erzbischöfe weitgehend illusorisch; damit erfuhr zugleich die bürgerliche Position eine Stärkung. Verwoben war die stadtbürgerliche Politik ferner mit dem Königtum, insbesondere im welfisch-staufischen Thronstreit. Die Kölner unterstützten Könige oder rebellierten gegen sie in Frontstellung, traten wegen der Handelsinteressen

in England auf die Seite des vom englischen König unterstützten Otto IV., bis sie sich schließlich Friedrich II. unterwarfen. Könige besuchten gelegentlich die Stadt, privilegierten sie (wie auch der Papst) oder belagerten sie im Konfliktfall erfolglos. Neben schrittweisen, aber ungesicherten und prekären Erfolgen hatten die Kölner im Falle des Misserfolgs teilweise horrende Geldzahlungen zu leisten und demütigende Bußprozessionen zu absolvieren. Kölner Bürger rivalisierten im Innern; unter den Geschlechtern kam es zu blutigen Parteikämpfen. Die Bürger waren uneins im Verhalten gegenüber dem Stadtherren, der die Bevölkerung zu spalten und von außen im Handstreich sich der Stadt wieder zu bemächtigen versuchte. Erzbischof Engelbert II. hielt in Serie Abmachungen mit der Stadt nicht ein und ließ sich unter Berufung auf Rechtsunwirksamkeit wegen Zwangs vom Papst von ihnen entbinden. Nicht eingehalten wurde auch der für den Stand bürgerlicher Selbstbestimmung aufschlussreiche Große Schied von 1258. Der Erzbischof ging rigoros und recht brutal gegen widersetzliche und kampfesbereite städtische Familien und mit Militär gegen die widerspenstige Stadt vor und verhängte als geistliche Zwangsmittel Exkommunikation und Interdikt.

Was hier in aller Kürze zu anarchischen Ereignissen und unsicheren, wenig dauerhaften, revidierbaren Verhältnissen komprimiert ist, wird in dem Band, zeitlich auseinandergezogen, sorgfältig nach Handlungssträngen, möglichen Motivationen, Reaktionen, Kausalitäten, plausiblen Zielvorstellungen und politischen Optionen untersucht, interpretiert und dabei unvermeidlich auch rationalisiert. Allerdings muss dies auf einer bisweilen nur dürftigen Quellengrundlage und einer quellenkritisch heiklen Chronistik geschehen, während Schiedssprüche und Vertragsüberlieferungen verlässlichere Anhaltspunkte bieten.

Die Unsicherheiten sind daher beträchtlich. Denn wer sind zu welchem Zeitpunkt und in welcher Formation die Kölner, die Kölner Bürger, die »guten Leute«, die Geschlechter, die durch den Erzbischof zu politischen Einheiten erhobenen Handwerker, die Bruderschaften (Zünfte), die Sondergemeinden bildenden Parochien mit ihren Amtleuten, das »Volk« oder die »Gemeinde«? Es sind partielle Einblicke möglich, selten jedoch ganze Strukturzusammenhänge zu ermitteln. Die Stadtherrschaft des Erzbischofs – in Verbindung mit Domkapitel, Prioren und Ministerialen – stützte sich auf die weltliche Gerichtsbarkeit – mit Verwaltungsfunktionen – der Schöffen im Hohen Gericht, die Regalien mit Mauerbau, Münze, Markt, Zoll und Judenschutz sowie auf Wegerechte. Nur schrittweise konnten einzelne Institutionen und Rechte in die Hand der Bürger gebracht werden. Wenig ist über die Aneignung von Rechten der Wirtschaftsverwaltung durch die Richerzeche bekannt. Versammlungen der Bürger werden gelegentlich erwähnt, der Rat tritt spät und zunächst nur punktuell neben Schöffen, Richerzeche und den Amtleuten der Sondergemeinden in Erscheinung. In der für kommunale Handlungsfähigkeit wichtigen Frage der Erhebung indirekter Steuern wurden mit dem Erzbischof Kompromisse von beschränkter Dauer erzielt. Dass erlangte Rechtspositionen gefährdet blieben und immer wieder revidiert wurden, ist ein fast durchgängiger Grundzug wie das immer wieder in Erscheinung tretende Streben nach Autonomie und Selbstregierung in Auseinandersetzung mit der erzbischöflichen Stadtherrschaft. Die von stadtherrlicher Seite anerkannten Freiheiten und

Gewohnheiten wurden, abgesehen von Streitigkeiten hinsichtlich einzelner Rechte, weitgehend allgemein angesprochen. Es fehlten noch einige zentrale Elemente, vor allem ein fest etablierter Rat mit Gerichtsbarkeit, Gesetzgebung und Verwaltung, um von einer kommunalisierten Stadt sprechen zu können.

Eine Institutionengeschichte, die über die Benennung der Zuständigkeiten hinaus den inneren Betrieb darstellen könnte, ist angesichts der Quellenlage noch nicht möglich, doch gelingt es, städtisches Handeln, ohne in vielen Fällen die Akteure zu kennen, in ereignisgeschichtlichen Zusammenhängen darzustellen. Strukturelle Blöcke mit zahlreichen Aspekten bilden in einem Mittelteil des Bandes die Gliederung und der Ausbau des Stadtgebiets (Kapitel 5), die soziale Gliederung der Stadtbevölkerung (Kapitel 6), die Institutionen und Amtsträger der erzbischöflichen Stadtherrschaft sowie die stadtbürgerliche Gemeindebildung und die bürgerlichen Handlungsfelder (Kapitel 7), Handwerk und Handel (Kapitel 8), geistliche Konvente und Pfarreien (Kapitel 9) und in einem Schlusskapitel die sakralen und weltlichen baulichen Erscheinungsformen um 1300 (Kapitel 12).

Angesichts der Quellenlage und der nicht seltenen Revision von Positionen durch Erzbischof und König ist das große Thema der Entstehung der Stadtgemeinde (»communitas«) über den parochialen Sondergemeinden und der Kommunalisierung der Stadt durch Okkupation stadtherrlicher Befugnisse mit vielen sachlichen Unsicherheiten und begrifflichen Problemen behaftet. Es ist dies ein Bereich, in dem Stehkämper, wie es nicht anders möglich ist, zu vielen Vermutungen, Annahmen, Plausibilitäten sowie postulierten Motiven und Handlungsnotwendigkeiten greift, aber doch gelegentlich etwas zu stringent auf Tatsächlichkeit hinauslaufend zirkulär argumentiert. Die »Kölner« haben in einem allerdings unbestimmten Sinne als Bürger (»cives«) politisch agiert und eine irgendwie organisierte Handlungsfähigkeit bewiesen. Ob und seit wann dies durch eine konstituierte und verfasste Stadtgemeinde geschah, durch eine Bürgerversammlung oder nur durch die »Vornehmsten« oder die Geschlechter, ist schwer zu sagen. Stehkämper vermutet, ohne einen Beleg anführen zu können, dass Kaiser Heinrich IV. an Ostern 1106 in Köln im Zusammenhang mit einem eidlichen Versprechen der Bürger, ihm die Stadt zu bewahren, die Freiheitsbeschränkungen von Person und Besitz weiter Bevölkerungskreise gelockert habe, indem er die Herrenbindungen zwar nicht aufgehoben, aber in ähnlicher Weise wie später Heinrich V. in Worms und Speyer rechtlich eingegeben habe. Doch im Folgesatz wird die Vermutung zur Tatsache. »Kölner Handwerker, Krämer und Kaufleute, gleichgültig ob reich oder arm, ob hörigen oder freien Standes, wurden nun im Wesentlichen gleichberechtigte Bürger. Diese nur rechtliche, nicht soziale Verschmelzung der bis dahin ständisch voneinander getrennten Bevölkerungsgruppen war die unumgängliche Voraussetzung, damit alle Kölner in der Schwurgemeinschaft vertreten sein konnten« (S. 40; vgl. S. 43). Dass es sich bei dem Eid bereits um eine Schwurgemeinschaft oder eine Schwureinung handelte, die alle Kölner oder Bürger umfasste, ist möglich, aber fraglich und kann diskutiert werden, wobei der Rechtsbegriff des Bürgers, der mehr als den bloßen Einwohner meint, noch nicht klar zutage tritt, die Rechtsangleichung nicht belegt ist, keine politische Gleichheit aller Stadtbewohner bestand, andererseits eine »coniuratio« nicht notwendigerweise von allen beschworen sein musste. Aus einem Interdikt

über die Stadt kann nicht einfach gefolgert werden, dass dabei »die Bürger Kölns als eine rechtliche, fest umgrenzte Gemeinschaft« angesehen wurden, »die als Gesamtheit auch für bestimmte Handlungen verantwortlich war« (S. 57), da das geistliche Interdikt ein Zwangsmittel darstellte, mit dem auf die tatsächlich Verantwortlichen durch andere Druck ausgeübt werden sollte. Das Stadtsiegel allerdings verweist auf ein korporatives Verständnis der Stadt. Hinsichtlich anderer Sachverhalte ist anzumerken, dass die Urkunde Konrads von Hochstaden von 1259 keineswegs »das Kölner Stapelrecht umfassend bestätigte« (S. 344), sondern der Text lediglich die Fahrt über Köln hinaus verbietet. Von einer Niederlagspflicht von drei Tagen, einem Vorkaufsrecht der Kölner oder einer Auflistung von »Stapelgütern« ist in der Urkunde nicht die Rede (anders S. 264), sondern lediglich von der auch andernorts anzutreffenden handelspolitischen Maßregel, dass bestimmte Güter nur im Großen gehandelt werden dürfen. Begrifflich würde der Rechtshistoriker den Ausdruck »ungesetzlich« meiden und auch nicht von einer »gesetzmäßigen Existenz Kölns« (S. 339) sprechen, da es eine wirkliche Legalordnung noch nicht gab, sondern Privilegien, Rechte und Freiheiten und Rechtsgewohnheiten. Auf einer anderen Ebene sollte der von Max Weber eingeführte und etwa von Erich Maschke übernommene Ausdruck »Abkömmlichkeit«, ein Schlüsselbegriff für die soziale Verengung der politischen Partizipation von großem Erklärungsgehalt, nicht als »Fachjargon« bezeichnet werden.

Es versteht sich, dass auf ein so vielgestaltiges Werk nur einige Schlaglichter geworfen werden können, das Herausstellen von einzelnen Kritik- und Diskussionspunkten keine Aussage über die Gesamtleistung zulässt. Vorgelegt wird ein Band zur hochmittelalterlichen Geschichte Kölns, der trotz einer schwierigen Quellenlage mit großer Souveränität eine Unmenge partieller Informationen und zahlreiche Aspekte durch eine eindringliche Interpretationsleistung zu einem flüssig geschriebenen und durch Fußnoten gut belegten Ganzen verarbeitet, dabei vielfach auf kontroverse Forschungsdiskussionen eingeht. Es handelt sich um ein wissenschaftlich fundiertes Werk, das sich gleichwohl zur Lektüre für einen großen Kreis von stadthistorisch Interessierten eignet; es reiht sich würdig in die noch unvollständige Gesamtreihe ein.

Eberhard Isenmann, Köln

Joseph P. Huffman: The Imperial City of Cologne. From Roman Colony to Medieval Metropolis (19 B. C.–1125 A. D.), Amsterdam: Amsterdam University Press 2018, 280 Seiten, 1 Karte, 105,99 Euro.

Wer mit diesem Buch eine Stadtgeschichte des mittelalterlichen Köln erwartet hat, wird enttäuscht werden.

Wie gut, dass der Autor dieser Studie die Fragestellung schon gleich im Titel seines Buches untergebracht hat, wenngleich nicht unbedingt an offensichtlicher Stelle. Sie versteckt sich nämlich in dem Adjektiv »imperial«, das sich mit »kaiserlich« nur unzureichend übersetzen lässt. Vielmehr ist gemeint »zu Kaiser und Reich zugeordnet, auf sie orientiert, an ihnen ausgerichtet«. Es geht in diesem Werk also um Köln und seine Rolle im Reich und in der Politik der deutschen Kaiser.

Huffman nimmt die Vogelperspektive ein und betrachtet die Geschichte Kölns in ihren langen Linien und eben im Hinblick auf das Reich und seine Spitze. Das genau ist Segen und Fluch zugleich. Segen, weil es die Perspektive, die die Kölner Mittelalterforschung oft genug einnimmt, zumal, wenn sie aus Köln selber kommt, weitet, über das Klein-Klein der oftmals überreichen Quellen aus Historiographie und Archäologie, die vielfach nicht zusammenpassen, widersprüchlich oder schwer zu interpretieren sind, hinter sich lässt und einen klaren unverstellten Blick auf die Geschichte der Stadt erlaubt. So kommt Huffman in diesem auf eine Ergänzung um einen zweiten Band angelegtes Buch zu dem meinungsstarken Urteil, die Geschichte Kölns ließe sich bis 1125 in gleichsam drei Phasen einteilen. Demnach habe es nach der römischen, kaiserlichen Zeit und der tumultösen Übergangszeit der sogenannten Völkerwanderungszeit, die Phase der »imperial bishops« gegeben, die seit den Querelen mit den Kaufleuten unter Anno II. im Jahre 1074 in die Phase des bürgerlichen Kölns übergegangen sei.

Fluch ist diese Herangehensweise an die Kölner Geschichte, weil genau dieser Abstand, der es erlaubt große Linien zu ziehen, bei Huffman nicht nur zu den üblichen Vereinfachungen führt. So merkt man der Darstellung an, dass er die neuere und neueste Spezialliteratur nicht wirklich im Griff hat, was man einem Nicht-Kölner Historiker nicht wirklich vorwerfen kann, da die Literaturlage wirklich verwirrend ist, was aber am Ende zu Fehlinterpretationen führt. So geht Huffman auch für die Ottonenzeit von der Existenz eines Kaiserpalastes aus, um damit seine These von der ungebrochenen Nutzung der Stadt durch die Kaiser seit der Antike zu unterstreichen. Davon kann man aber zumindest ohne Diskussion der Problematik eben nicht ausgehen.

Der Schwerpunkt, den Huffman auf die Bischöfe als diejenigen legt, auf welche die Kaiser Einfluss nehmen konnten, die quasi als kaiserliche Statthalter in Köln fungierten (was an sich schon eine wenigstens diskussionswürdige Annahme ist), führt dazu, dass die sonstige Entwicklung der Stadt vielleicht doch etwas zu holzschnittartig ausfällt.

Man merkt dem Autor an, dass er selbst mit dieser Situation nicht ganz zufrieden war, sodass er zum Ende hin noch ein dicht gedrängtes Kapitel zur verfassungsmäßigen Entwicklung Kölns angehängt hat, in dem er aber droht, seine These von der kaiserlichen Stadt aus dem Auge zu verlieren.

Schlussendlich bleibt das Verdienst, für die englischsprachige Welt eine Einführung in die Kölner Stadtgeschichte aus einem bestimmten Blickwinkel verfasst zu haben, der dem Leser zumindest einen Einstieg in die wichtigste Literatur ermöglicht. Der Blickwinkel ermöglicht einige interessante Einblicke, die in dieser Zusammenschau noch nicht präsentiert wurden. Die Erforschung der Kölner Stadtgeschichte bringt dieses Werk nicht voran. Dazu wird man wohl auf den entsprechenden Band von Karl Ubl der auf 13 Bände angelegten Stadtgeschichte warten müssen.

Christian Hillen, Bonn

Peter von Jülich: De modo mensurandi vasa. Ein Traktat zur Fassmessung aus dem frühen 15. Jahrhundert, herausgegeben, übersetzt und kommentiert von Menso Folkerts und Martin Hellmann (Algorismus, Heft 85), Augsburg: Dr. Erwin Rauner Verlag 2018, XXXII und 91 Seiten, 1 Beilage, 29,00 Euro.

Die Bedeutung des Weinhandels für die Wirtschaftsgeschichte Kölns ist gut bekannt. Dass die Kölner Universität im 15. Jahrhundert auch ein Vorreiter bei der Entwicklung von Techniken der Visierkunst war, wird dagegen erst durch das vorliegende Buch für eine breitere Öffentlichkeit erschlossen. Die beiden Herausgeber legen die erste kritische Edition des Traktats über die Messung des Inhalts von Fässern vor, die der Kölner Magister Peter von Jülich verfasste. 1401/02 an der Kölner Alma mater immatrikuliert, amtierte er mehrfach als Dekan der Artes-Fakultät und zweimal als Rektor, bevor er 1434 in die Kölner Kartause St. Barbara eintrat, wo er am 7. November 1446 verstarb. Peter von Jülich ist als Autor von zwei Traktaten in Erscheinung getreten, einer astronomischen Abhandlung und des Traktates über die Visierkunst. Die älteste Handschrift der beiden Traktate geht auf Peter von Jülich selbst sowie auf dessen Schüler Paul von Gerresheim zurück. Der Traktat über die Fassmessung ist noch ein weiteres Mal in einer Frankfurter Handschrift erhalten, entfaltete aber darüber hinaus keine größere Wirkung. Die Überlegungen des Peter von Jülich werden in der Einleitung gut verständlich erläutert und in die mathematischen Diskussionen der Zeit eingeordnet. Peters Traktat verzeichnete zwar einige Fortschritte bei der Fassmessung, blieb aber den Konzeptionen der Zeit verhaftet und lieferte deshalb nur ungenaue Berechnungen. Erst Johannes Kepler konnte eine wissenschaftlich gültige Berechnungsmethode vorlegen. Mit der Edition, der Übersetzung und dem beigefügten Faksimile erschließen die Herausgeber auf vorbildliche Weise einen wichtigen Markstein der Kölner Wissenschaftsgeschichte.

Karl Ubl, Köln

Joachim Oepen/Anna Pawlik: Das Abendmahlretabel von Bartholomäus Bruyn dem Älteren in St. Severin (Kolumba. Werkhefte und Bücher, Band 51, Ortswechsel 3) Köln: Kolumba 2017, 86 Seiten, zahlreiche Abbildungen, 25,00 Euro.

Während der Sanierung der Kölner Pfarrkirche St. Severin wurde das Abendmahlretabel im Kunstmuseum Kolumba des Erzbistums deponiert und dort auch restauriert. Zu seiner Präsentation am 1. Mai 2017 erschien eine gelungene Publikation aus der Feder von Joachim Oepen und Anna Pawlik. Der Band besticht nicht nur durch die qualitätsvollen und großformatigen, teilweise sogar aufklappbaren Farbabbildungen, sondern auch durch die Texte der beiden Autoren, die eine gediegene Kombination kirchen- und sozialgeschichtlicher beziehungsweise kunsthistorischer Forschungsansätze erkennen lassen. Ein einleitendes Kapitel führen uns die Kölner Stiftspfarrrei St. Severin und die zugehörige Pfarrkapelle St. Maria Magdalena um die Mitte des 16. Jahrhunderts vor, eine Zeit, die auch in Köln durch den Konflikt von Reformation und Gegenreformation charakterisiert war. Das Festhalten am alten Glauben ist gleichzeitig eine wichtige Grundlage des Kölner Kunstlebens der Renaissance, das untrennbar mit dem produktiven Atelier des älteren Bartholomäus Bruyn verbunden ist, dessen Vita und

Kundenkreis im Mittelpunkt des zweiten Kapitels stehen. Danach nähert sich das Autorenpaar dem Abendmahlretabel, dessen zahlreiche, auch realienkundlich höchst interessanten Details wie auch die theatralische Inszenierung der dargestellten Heiligen beschrieben und analysiert werden. Trotz der ausführlichen Schilderung wird die Lektüre niemals langweilig, weil auf der einen Seite die vielen Detailabbildungen zahlreiche Einzelheiten zeigen und andererseits die Autoren mit beeindruckender Sachkenntnis die dargestellten Gegenstände und Architekturformen schildern. Hier wäre auch die Frage von Interesse, ob und in welchem Umfang Bartholomäus Bruyn auf graphische Vorlagen zurückgegriffen hat. Bei der Restaurierung konnte eine lateinische Inschrift entdeckt werden, wonach das Retabel auf eine Stiftung des bekannten Kölner Bürgermeisters Konstantin von Lyskirchen und seiner aus einer ebenso bedeutenden Familie stammenden Gattin Elisabeth Hackeney zurückgeht und im Jahre 1548 entstand. Von diesen Informationen ausgehend, lässt sich der Altar in den Kontext der Kölner Renaissancekultur einordnen. Zudem steht das Retabel in beiden Familien in einer langen mäzenatischen Tradition, wie mehrere Vergleichsabbildungen deutlich machen. Ob das Altarbild jetzt für die Stiftskirche St. Severin, für die Pfarrkapelle St. Maria Magdalena oder auch für die Kartause in Auftrag gegeben wurde, wird in einem eigenen Kapitel umfassend diskutiert, ohne zu einer eindeutigen Lösung zu kommen. Nicht überblättern sollte man das abschließende Kapitel über die Geschichte des Triptychons im 19./20. Jahrhundert. 1822 ist es erstmals für St. Severin gesichert. 1941 wurde es auf die Veste Heldburg in Thüringen in Sicherheit gebracht und gelangte nach dem Krieg in das Schlossmuseum in Weimar. Im Kalten Krieg gab es zahlreiche Versuche, das Altarbild im Tausch gegen andere Kunstwerke zurück zu erhalten, die jedoch erst 1990 Erfolg hatten. Man kann den Autoren zu einer gelungenen Publikation zur Kölner Renaissancekultur gratulieren, die nicht nur hervorragende Abbildungen enthält, sondern auch zahlreiche Aspekte der Stadt-, Kirchen- und Kunstgeschichte beleuchtet.

Wolfgang Schmid, Winnigen

Yvonne Bergerfurth: Die Bruderschaften der Kölner Jesuiten 1576 bis 1773 (Studien zur Kölner Kirchengeschichte, Band 45), Siegburg: Verlag Franz Schmitt 2018, 438 Seiten, 34,90 Euro.

Wie die Verfasserin dieser bereits 2011/12 in Bonn eingereichten Dissertation in ihrer luziden Einleitung selbst darlegt, bewegt sich die vorzustellende Studie auf einem Gelände, das schon von verschiedenen Generationen der Bruderschaftsforschung beackert wurde. Zuletzt hat 2005 Rebekka von Mallinckrodt Kölner Laienbruderschaften der Frühen Neuzeit eine umfangreiche Abhandlung gewidmet und sich dabei auch ausführlich mit der Bürgersodalität der Jesuiten beschäftigt, während die Ursulagesellschaft wiederholt von Anne Conrad und Andreas Rutz untersucht wurde. Trotzdem boten die Kölner Archive und Bibliotheken genügend ertragreiches und zum Teil neues Material, nicht zuletzt eine für die Kölner Bürgersodalität wichtige, bis 2008 verschollen geglaubte Quelle (das Annalenbuch). Zudem ist der Fokus der vorliegenden Studie ein anderer. Sie zielt auf eine vergleichende Darstellung der in Verbindung mit den Kölner

Jesuiten stehenden Bruderschaften und untersucht diese bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts hinein, während von Mallinckrodt's Arbeit sich zeitlich auf das 16. und 17. Jahrhundert konzentriert, dafür aber vielfältige Bruderschaften einbezieht, die nicht mit den Jesuiten verbunden waren. Zudem schenkt Bergerfurth dem gottesdienstlichen Leben weit mehr Beachtung (S. 263–325). So ergänzen sich beide Darstellungen. Bergerfurth scheut auch nicht die kritische Auseinandersetzung mit ihrer Vorgängerin und gelangt teilweise zu abweichenden Bewertungen oder relativiert Feststellungen Mallinckrodt's (zum Beispiel S. 93, 123 f., 183). Jede andere Stadt oder Landschaft des Alten Reichs könnte sich glücklich schätzen, verfügte sie über eine qualitativ ähnliche umfassende Erforschung dieses wichtigen Segments der frühneuzeitlichen Frömmigkeits- und Kirchengeschichte.

Bergerfurth bezieht sich wegen der sehr unterschiedlich reichhaltigen Quellenlage schwerpunktmäßig auf die Bürger- und auf die Junggesellensodalität (S. 72–325) sowie – deutlich knapper – die Ursulagesellschaft (S. 326–361), während die Todesangst- und die Seelenbruderschaft am Rand und die verschiedenen Schülersodalitäten nur in der Anfangsphase ihrer Existenz in den Blick kommen (S. 48–71). Neben der erwähnten informativen Einleitung rundet eine ausführliche thesenstarke Zusammenfassung (S. 362–381) sowie ein Anhang mit etlichen wertvollen Tabellen (Übersicht über die Jesuitenbruderschaften; Namenslisten von Amtsträgern; Mitgliedszahlen und Zahlen zur Teilnahme an den Gottesdiensten) die in gediegener Ausstattung erschienene Dissertation ab. Eigens hervorgehoben seien die 15 Grafiken, die – im Text eingebaut – nach Art von Organigrammen Strukturen und Abläufe anschaulich darstellen.

Eine der Stärken der vorliegenden Arbeit ist es, die verschiedenen mit den Jesuiten verbundenen Bruderschaften nicht als einheitliches Gebilde zu betrachten, sondern die Eigenheiten der verschiedenen Gemeinschaften im Blick zu behalten. So lässt sich die Ursulagesellschaft nur begrenzt mit anderen Jesuitenbruderschaften vergleichen, weshalb sie wohl auch deutlich weniger ausführlich thematisiert wird. Hinzu kommt die lange diachrone Perspektive, die es der Verfasserin erlaubt, deutliche Veränderungen und unterschiedliche Phasen herauszuarbeiten. Dabei spricht sie mit guten Gründen davon, dass sich die Position der Jesuitenbruderschaften insgesamt in drei Phasen (dem ausgehenden 16. und frühen 17. Jahrhundert, der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und dann dem 18. Jahrhundert) veränderte. In Organisation und Frömmigkeit waren sie zunächst ein irritierendes Element und Teil des konfessionellen Abgrenzungsprozesses, dann ab der Mitte des 17. Jahrhunderts etabliert und mit ihren Gewohnheiten und Praktiken akzeptiert, während sie kaum noch konfessionalisierend wirkten beziehungsweise wirken mussten. Im 18. Jahrhundert waren sie schließlich in einer Gesellschaft, die mit dem jesuitischen Programm bereits bestens vertraut war, ein gleichsam traditioneller Bestandteil der katholischen Kölner Frömmigkeitskultur ohne noch großartig aufzufallen, fanden aber gerade in diesem Gewohnheitscharakter regen Zuspruch. Das galt allerdings für die Ursulagesellschaft nicht mehr, deren Lebensprogramm offenkundig auf immer weniger Resonanz stieß (vgl. S. 331 f.).

Zentral ist die von Bergerfurth stark gemachte These, dass die Differenz zwischen den Jesuitenbruderschaften – Sodalität ist weithin nur ein anderer Begriff der Quellen – und den aus dem Spätmittelalter stammenden Bruderschaften in Köln weniger

stark war als gemeinhin angenommen und sie deshalb auch nur vorübergehend in den ersten Jahrzehnten zu Irritationen in der Kölner Gesellschaft führte. Ab dem zweiten Drittel des 17. Jahrhunderts näherten sie sich mit der Ausdifferenzierung der Sodalitäten nach Lebens- und Berufsständen den älteren etablierten Bruderschaften merklich an, gerade durch die enorm wachsende Bedeutung des Totengedächtnisses, was tendenziell zu Lasten des stärker religiös-erzieherischen Elements ging. Dementsprechend nahm die Bedeutung des Apostolatsgedankens – die Sodalitätsmitglieder als Multiplikatoren streng konfessionellen Bewusstseins – ab, zumindest für die Bürger- und die Junggesellensodalität sowie für die Todesangst- und die Seelenbruderschaft. Bei der Ursulagesellschaft blieb das stärker erhalten, was mit ihrem sehr speziellen Profil als Vereinigung »semireligiöser Frauen« (unverheiratete Jungfrauen oder Witwen) zusammenhing.

Soweit Bergerfurths These meint, eine scharfe Unterscheidung oder gar Gegenüberstellung von »alten« Bruderschaften und Jesuitenbruderschaften verbiete sich, ist sie zustimmungsfähig. Kritisch anzumerken ist allerdings, dass mir die bleibenden markanten Differenzen zwischen jesuitischen Bruderschaften und traditionellen Bruderschaften spätmittelalterlichen Typs zu gering gewichtet zu sein scheinen. Namentlich sind der völlige Verzicht auf die Geselligkeit, die immer noch deutlich erkennbare Bedeutung klerikaler Leitung und Beeinflussung sowie die neuartige Binnenorganisation in Gestalt eines ausdifferenzierten Ämterapparats anzuführen. Auch das gottesdienstliche Programm, das die Verfasserin dankenswerterweise gründlich beleuchtet (S. 264–325), und die Erwartungen an die religiöse Praxis der einzelnen Mitglieder bewegten sich – selbst noch bei der Todesangst- oder Seelenbruderschaft – auf deutlich höherem Anforderungsniveau als in traditionellen spätmittelalterlichen Gründungen beziehungsweise nachtridentinischen Gründungen dieses Typs. Selbst wenn man in Rechnung stellt, dass diese Anforderungen ein Ideal beschreiben und nicht konsequent umgesetzt wurden, bleibt die Differenz beachtlich. Im Vergleich mit nachtridentinischen Neugründungen von Devotionsbruderschaften, die mit anderen Orden verbunden waren, fällt sie dagegen weniger ins Gewicht, ja hier ergab sich wegen teilweise identischer Angebote sogar eine gewisse Konkurrenzsituation (vgl. S. 207 ff.). Den Jesuitenbruderschaften ist innerhalb der Kölner Bruderschaftslandschaft zumal in der realisierten Praxis ab der Mitte des 17. Jahrhunderts also keine singuläre Bedeutung und völlige Ausnahmestellung zuzuschreiben. Insoweit ist der Verfasserin ausdrücklich zuzustimmen.

Diese Bruderschaften als klerikal dominierte Einrichtungen und schlichte Instrumente der reformkatholischen jesuitischen Elite zur Durchsetzung der katholischen Konfessionalisierung (einschließlich der sozialdisziplinierenden Dimension) zu betrachten, nivelliert den historischen Befund nach Bergerfurths überzeugenden Recherchen in vielfacher Hinsicht. Die Jesuiten selbst kontrollierten »ihre« Bruderschaften nur sehr begrenzt und die den Orden in Bürger- und Junggesellensodalität repräsentierenden Präsidien sahen sich eingebunden in eine Organisationsstruktur, die kollegiale Entscheidungen favorisierte. Sie begegneten immer wieder dem Eigensinn der Mitglieder und besonders der laikalen Amtsträger, die durchaus energisch die Interessen der Gemeinschaft – oder eigene – vertraten und Konflikte nicht scheuten (vgl. S. 231–263). Präsidien traten umgekehrt auch als Vertreter der Bruderschaftsinteressen

gegenüber dem Orden auf und ignorierten mitunter sogar Weisungen der Oberen. Von einem Durchregieren des Ordens oder des Präses, dem nach den allgemeinen Sodalitätsstatuten eine nahezu omnipotente Position zukam, kann nach den Kölner Zeugnissen nicht die Rede sein. Zugleich schwächte sich allem Anschein nach auch das Interesse der Jesuiten an diesen Gemeinschaften ab der Mitte des 17. Jahrhunderts mit der stabilisierten religiös-konfessionellen Lage ab. Insbesondere setzten sie sich selbst nicht mehr konsequent für eine weitreichende innerliche Umprägung der Mitglieder in und durch die Sodalitäten ein, sondern gaben sich mit einer Partizipation der Mitglieder am normalen Sodalitätsleben, vor allem der sonntäglichen Versammlung, zufrieden. In dieser Hinsicht wie im Blick auf Lebenswandel und Streitigkeiten wurde eine gewisse Kontrolle ausgeübt, die weitgehend von der Sodalität selbst ausging und tendenziell schwächer wurde. Die Ahndung von Vergehen bewegte sich im Rahmen gängiger korporativer Konfliktregelungsmechanismen, die auch andere Bruderschaften und Zünfte kannten. Der Orden – selbst der Präses – war kaum beteiligt. Bei der Ursulagesellschaft waren der Anspruch und der seitens des Ordens ausgeübte Druck ausgeprägter.

Bemerkenswert als Ergebnis und die pointierte These Louis Châtelliers vom jesuitischen Netzwerk partiell merklich relativierend ist die aus den Kölner Quellen gewonnene Einsicht der Autorin, dass die Jesuitenbruderschaften wohl doch stärker in ihren lokalen Eigenheiten, denn als Repräsentanten eines universalen jesuitischen Modells wahrgenommen werden müssen. Der Fokus war zudem so stark lokal, dass kaum Beziehungen zu auswärtigen Jesuitenbruderschaften zu erheben waren. Hier drängt sich allerdings ein kritischer Einwand auf. Die These könnte dadurch einseitig beeinflusst worden sein, dass die Autorin die Verhältnisse in den Kölner Jesuitenbruderschaften nicht wirklich systematisch mit denen an anderen Orten mit Jesuitenkollegien abgeglichen hat, um Gemeinsamkeiten und Unterschiede sichtbar werden zu lassen. Aus meiner eigenen Kenntnis der Trierer Jesuitenbruderschaften ergeben sich jedenfalls etliche sehr deutliche Parallelen.

Abschließend darf man der Autorin zu dieser gründlichen, gut lesbaren, inhaltlich reichen und argumentativ durchgehend überzeugenden Studie gratulieren. Sie bereichert die Bruderschaftsforschung erheblich.

Bernhard Schneider, Trier

Rüdiger Müller: 200 Jahre J.P. Bachem. Eine Kölner Familie schreibt Geschichte, Köln: J.P. Bachem-Verlag 2018, 144 Seiten, 19,95 Euro.

Mit einer Unternehmensgeschichte feierte der J.P. Bachem-Verlag 2018 sein 200-jähriges Bestehen. Dem Autor, Rüdiger Müller, der bereits Beiträge zur Stadtgeschichte bei Bachem veröffentlicht hatte, stand dafür das Hausarchiv zur Verfügung. Historikern ist der Verlag durch Standardwerke zur Kölner Stadt- und Kirchengeschichte vertraut. Aber auch als Verleger von Schul- und Gebetbüchern sowie insbesondere der »Kirchenzeitung für das Erzbistum Köln« ist er eine ausgewiesene Größe. Die Eigentümerfamilie war seit Beginn dezidiert katholisch geprägt. Führende Vertreter waren

auch entsprechend politisch engagiert. Daher ist die Geschichte des Bachem-Verlags mit derjenigen der Domstadt seit je her verknüpft. Die Verleger waren mit Größen der Kölner Zeitgeschichte wie Konrad Adenauer oder Kardinal Frings stets gut vernetzt.

Namensgeber des Verlags ist sein Gründer Johann Peter Bachem (1785–1822). Der Sohn eines Verwaltungsbeamten des Kölner Domkapitels trat eine Lehre bei Benjamin Gottlob Hoffmann in Hamburg an, einem der führenden Buchhändler seiner Zeit. Bachem verband sich nach seiner Rückkehr 1815 geschäftlich mit dem Kölner Druckereibesitzer und Zeitungsverleger Markus DuMont. Nach einem Streit gründete J.P. Bachem 1818 in der Domstadt einen eigenen Verlag mitsamt Buchhandlung, Leihbibliothek und kleiner Druckerei. Neben juristischer Fachliteratur erschien mit den »Wanderungen durch Köln am Rhein und seine Umgegend« 1820 ein erster belletristischer Titel. Auch Hoffmann von Fallersleben debütierte bei Bachem, sein Buch blieb jedoch ein Ladenhüter.

Bruder Lambert Bachem erweiterte das Unternehmen, das ab 1831 als »Hofbuchhandlung« firmierte. Er gründete bereits 1824 eine Hauskrankenkasse für die Beschäftigten. 1828 erschien mit »Köln und Bonn mit ihren Umgebungen – Für Fremde und Einheimische [...]« einer der ersten Stadtführer für die Rheinmetropolen überhaupt. 1869 konnte Lamberts Sohn Josef mit der »Kölnischen Volkszeitung« seinen Traum von einer katholischen Tageszeitung in »wahrhaft konservativer« (S. 53) Ausrichtung verwirklichen. Sie stellte sich, kirchennah und politisch dem Zentrum verbunden, den nationalen liberalen Blättern auf Augenhöhe entgegen. Julius Bachem (1845–1918) hielt 45 Jahre die Schriftleitung inne. Als Politiker stand er für die »Kölner Richtung« innerhalb der Zentrumspartei, einen sozial engagierten und interkonfessionell ausgerichteten Flügel, dessen Mitglieder auch »Bachemiten« genannt wurden. Die Ehefrau Robert Bachems, Minna Bachem-Sieger, war später ebenfalls schreibend, politisch und sozial engagiert. Für das Buchprogramm konnte 1884 indes sogar Karl May gewonnen werden. Die Zusammenarbeit endete aber unerquicklich.

Die aufgerüstete Druckerei produzierte inzwischen auch Aktien-, Anleihe- und später Notgeldscheine. »Der gute Bachemdruck« (S. 69) wurde sprichwörtlich. Jedoch wurde kriegs- und krisenbedingt das 100-jährige Jubiläum kaum begangen. Die »Kölnische Volkszeitung« musste Bachem 1920 an ein Konsortium abgeben. Dafür druckte das Haus seit 1926 die Rundfunkzeitschrift »WERAG«, das »Ansageblatt des Westdeutschen Rundfunks«, den Konrad Adenauer als Oberbürgermeister nach Köln gelotst hatte. Die Verbindung zum WDR blieb von Dauer, beherbergte doch das 1962 eingeweihte neue »Bachemhaus« an der Marzellenstraße einen Zweig der Fernseh Abteilung.

Für die nationalsozialistische Zeit präsentiert Müller eine Quellen-Preziose: Den handschriftlichen, mutigen Vorwort-Entwurf des Münsteraner Bischofs Clemens August von Galen zu einer bei Bachem erschienenen Widerlegung von Rosenbergs »Mythus des 20. Jahrhunderts«, notiert auf Umschlagpapier des Verlags. 1949 gründete Carl Bachem mit Jakob Hegner einen Tochter-Verlag für anspruchsvolle christliche Literatur. Aber auch Weltliches war Bachem nicht fremd: In seiner Druckerei wurden Umschläge für die ersten, im familiär verbundenen Bastei-Verlag erscheinenden »Jerry-Cotton«-Groschenromane produziert. 1960 gehörte das Haus dann zu den zehn deutschen Verlagen, die den Taschenbuchverlag »dtv« ins Leben riefen. Zur bekannten Buchreihe

»Stadtspuren – Denkmäler in Köln« berichtet Müller eine kuriose Entstehungsgeschichte: Anstoß dafür war der versehentliche Abriss eines verlagseigenen, unter Denkmalschutz stehenden Gebäudes. Die traditionsreiche Druckerei musste das Unternehmen 2008 schließen. Aufgrund des digitalen Wandels ergänzen auch bei Bachem E-Books oder Smartphone-Apps zusehends die Printmedien. Jedoch führen Zweige der Familie nach wie vor sowohl die Firmengruppe wie den 2010 herausgelösten Verlag J.P. Bachem, inzwischen in sechster Generation.

Dessen Jubiläums-Publikation besticht durch eine inhaltlich wie optisch ansprechende Gestaltung. Die spannende Firmen- und Familiengeschichte wird im besten Sinne populärwissenschaftlich und chronologisch erzählt, Zeitleisten am unteren Seitenrand parallelisieren sie mit Stationen der Kölner Stadtgeschichte. Verständlicherweise fehlen für Verknüpfungen gelegentlich wünschenswerte Belege. Über eine Beteiligung des Verlags an den berühmten Kölner »Mittwochsgesprächen« etwa kann der Autor deshalb nur spekulieren. Den Text ergänzen viele Abbildungen mit anspruchsvoll gestalteten Neuaufnahmen von Objekten wie im Falle des Titelfotos. Historische Photographien werden zuweilen augenzwinkernd-launig kommentiert. Von konventionellen Firmenfestschriften, die oft als reine Bildbände mit werblichem Charakter oder aber als fußnotenlastige »Bleiwüsten« daherkommen, hebt sich die Publikation wohltuend ab.

Hans-Gerd Dick, Weilerswist

Arnold Jacobshagen/Annette Kreutziger-Herr (Hrsg.): 1863 – Der Kölner Dom und die Musik (Musik – Kultur – Geschichte, Band 2), Würzburg: Verlag Königshausen & Neumann GmbH 2016, 229 Seiten, 38,00 Euro.

Es verwundert vielleicht, dass die Kirchenmusik am Kölner Dom im 19. Jahrhundert nicht die Bedeutung erlangen konnte wie das Gebäude selbst. Mit den Gründen, warum die Musik hintenanstehen musste, befasste sich das interdisziplinäre wissenschaftliche Symposium »1863 – Der Kölner Dom und die Musik«, welches am 7. und 8. November 2013 aus Anlass des 150-jährigen Jubiläums des Kölner Domchores in der Erzbischöflichen Dom- und Diözesanbibliothek und in der Hochschule für Musik und Tanz Köln stattgefunden hat. Der vorliegende Band vereinigt elf Beiträge dieses Symposiums, welches unter der Leitung der Herausgebenden des vorliegenden Bandes stattfand.

1863 war das Schicksalsjahr in der Kölner Kirchenmusikgeschichte. In der Konsequenz der Umsetzung der Beschlüsse des Kölner Provinzialkonzils galt nun das Gebot, dass von nun an nur noch die Vokalpolyphonie des 16. Jahrhunderts im Dom zu erklingen habe. Orchestermitglieder wurden entlassen, Frauenstimmen durch Knabenstimmen ersetzt, die Zeiten des Erklingens der großen Chorwerke von Haydn, Mozart und Beethoven waren vorerst vorbei. Grund für diese Entwicklung war die kirchenmusikalische Restaurationsbewegung des Cäcilianismus. Dessen Reformprogramm in Verbindung mit der Forderung nach einer Erneuerung der Liturgie und der Abkehr von aller weltlichen Theatralik hin zum reinen Stil der alten Renaissance-Meister erläutert Wolfgang Bretschneider in seinem Aufsatz.

Dass diese Rückbesinnung im 19. Jahrhundert zurück auf die Stile der Vergangenheit nicht nur für die Musik, sondern gleichsam auch für andere Kunstrichtungen galt, zeigt Matthias Deml für die Dombauhütte, indem er sich mit dem Wandel der Chorausstattung in dieser Zeit befasst und dabei auch die architektonischen Gegebenheiten des Dombaues präsentiert.

Sieben Dombaufeste wurden seit der zweiten Grundsteinlegung 1848 bis zur Vollendung Dombaues 1880 gefeiert. Christoph Müller-Oberhäuser untersucht in seinem Beitrag die musikalische Programmatik dieser Feste. Dadurch, dass die Festlichkeiten nicht nur von der Domkapelle musikalisch begleitet wurden, sondern auch von bürgerlichen Musik- und Konzert-Vereinen, stand eine angemessene musikalische Ausgestaltung in einem Konfliktfeld zwischen bürgerlicher Selbstdarstellung und kirchenmusikalischer Reform.

Die Domkapelle war das Bindeglied zwischen dem Domchor und dem Gürzenich. Was für eine Zäsur die Auflösung der Domkapelle und die Gründung des Domchores für das kirchenmusikalische Leben in Köln bedeutete, wird deutlich durch den historischen Überblick von Klaus Wolfgang Niemöller zur Kirchenmusikgeschichte im Kölner Dom und im Gürzenich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Basierend auf gründlicher Quellenarbeit berichtet Josef van Elten, dass hinter den Reformprozessen als treibende Kraft Erzbischof Johannes von Geissel stand. So verdankte die Domkapelle ihren Untergang nicht nur dem musikalisch-liturgischen Reformprozess, sondern ist auch auf persönlich und politisch motivierte Streitigkeiten zurückzuführen, wie etwa die wiederholten Ermahnungen des Erzbischofs bezüglich der aus seiner Sicht zu aufwändigen musikalischen Gestaltung vor allem der festlichen Hochämter erkennen lassen.

Umfassend untersucht und kommentiert hat Franz-Josef Vogt die Situation der Kölner Domorgel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Schon damals war man bemüht, die Orgel einem vergrößerten Kirchenraum anzupassen. Gelungen war dieses aber erst nach der Zerstörung der alten Orgel im Zweiten Weltkrieg durch den Aufbau eines neuen Instrumentes. Gesa Finke und Valerie Lukassen beschäftigen sich mit den Folgen des Ausschlusses der Frauen aus der Kirchenmusik als Folge des Cäcilianismus. In kurzen Portraits werden die Sängerinnen der ehemaligen Domkapelle vorgestellt und welche Konsequenzen die Entlassung sowohl persönlich als auch für das musikalische Leben in Köln hatte. Alexandra Marx widmet sich in einer systematischen Untersuchung den Gesangsbüchern im Erzbistum Köln und kommt zu dem Schluss, dass zumindest in Bezug auf den Gemeindegesang die strikten Forderungen des kirchenmusikalischen Restaurationsprozesses nur mangelhaft umgesetzt worden sind.

Nicht nur zwischen den Städten Köln und Düsseldorf soll eine angebliche Konkurrenzsituation bestehen. Dass eine solche auch zwischen den Großstädten Köln und Aachen existiert(e), skizziert Norbert Jers am komplizierten Verhältnis zwischen den Kölner und den Aachenern Cäcilianern. In einem kurzen Beitrag nimmt Albert Gerhards die für die Liturgie im Kölner Dom entscheidenden musikalischen Orte in den Blick.

Als Nachfolger des Domkapellmeisters Carl Leibl wurde der Priester Friedrich Koenen berufen. In einem Beitrag von Albert Richenhagen, der dieses informative Buch abschließt, wird dessen Komposition »Missa in honorem sanctorum trium regum«,

welche als ein Hauptwerk des kompositorischen Cäcilianismus gilt, detailliert analysiert. Richenhagen belegt, dass Koenen zwar versucht, im Sinne des Cäcilianismus den alten, polyphonen Kompositionsstil zu imitieren, ihm dieses aber nur eingeschränkt gelingt und sich die Komposition durchaus an die bereits etabliert klanglich-romantische Klangsprache anlehnt.

Stefan Plettendorff, Köln

Wolfram Hagspiel: Köln in Fotografien aus der Kaiserzeit, Rheinbach: Regionalia Verlag 2016, 196 Seiten, 9,95 Euro.

Mit diesem Buch wird den nicht wenigen Kölner Fotobüchern, die in den letzten Jahren erschienen sind, ein weiteres hinzugefügt. Zeitlich auf die Zeit des Deutschen Kaiserreiches, also die Jahre von 1871 bis 1918, fokussiert, möchte es den »enorme[n], sich in rund 47 Jahren vollzogenen habende[n] Wandel in dieser Stadt« (S. 7) darstellen und so »einen Beitrag zur Stadtbaugeschichte« leisten. Dementsprechend werden in 14 Kapiteln, jeweils mit einem kurzem einführenden Text, einige hundert Fotos präsentiert und kurz erläutert. Zusätzliche Orientierung bieten ein Personen- sowie ein Orts-, Straßen- und Objektindex.

Der Autor, ein ausgewiesener Kenner Kölner und rheinischer Architekturgeschichte, versteht es, mit den knappen, nicht zu weitschweifigen Kommentierungen – so wird auch der Charakter eines Fotobuches beibehalten – die wichtigsten und allemal interessanten Erläuterungen zu den Bildern zu geben. Einen besonderen Schwerpunkt nimmt das Kapitel »das Geschäftsleben in der Kölner Altstadt« (S. 46–91) ein, das den Leser und Betrachter in die oftmals glitzernde Kommerzwelt etwa der Hohen Straße entführt.

Doch der durchaus positive Eindruck, den das Buch hinterlässt, bleibt nicht ungetrübt. So fällt auf, dass der Schwerpunkt auf den Bauten der Stadt und der Architektur liegt, die verschiedenen Facetten des Alltagslebens hingegen eher am Rande vorkommen. So spielt denn auch der Erste Weltkrieg, dessen stadthistorische Relevanz die jüngere Forschung deutlich herausgestellt hat, kaum eine Rolle und wird mit einer Aufnahme von dem kriegszerstörten Haus am Güllichplatz tatsächlich nur durch ein einziges Bild thematisiert. Überhaupt liegt das Schwergewicht einseitig auf den in der Zeit des Kaiserreichs realisierten Neubauten, seien es Geschäftshäuser, öffentliche Gebäude, Kirchen, die Neustadt und anderes mehr. Sicher, kaum wandelte sich das Gesicht der Stadt mehr als in diesen knapp fünf Jahrzehnten, doch ist das Kapitel »das alte Köln« (S. 22–33) mit zwölf Seiten eher knapp bemessen. Auf die Frage, wie eine solche nicht immer glückliche Auswahl des Bildmaterials zustande kam, gibt der Bildnachweis (S. 197) womöglich Antwort: Zurückgegriffen wurde fast ausschließlich auf das Bildmaterial von zeitgenössischen Publikationen wie etwa Bau- und Architekturpublikationen, Postkarten, Adressbücher und Ähnliches. Fotomaterial aus den einschlägigen Fotosammlungen und -archiven wie etwa dem Rheinischen Bildarchiv trifft man nicht an. In der Konsequenz ist etwa ein wichtiges Neubauprojekt wie die 1904 fertiggestellte Markthalle lediglich durch eine Entwurfszeichnung (S. 80), nicht aber durch eines der reichlich vorhandenen Fotos von der endgültigen Realisierung

vertreten. So verspricht der Buchtitel insgesamt mehr, als er angesichts der Gesamtkonzeption zu halten vermag. Wahrscheinlich sollte hier schlichtweg an Geldern für Bild- und Abdruckrechte gespart werden.

So sehr es auch zu begrüßen ist, dass auf diese Weise ein ausgesprochen preiswertes Buch produziert werden konnte, bleiben beim Rezensenten doch einige Zweifel, ob dies die richtige Antwort ist auf die ohne Frage bisweilen prohibitiv und wissenschaftsfeindlich hohen Entgelte, die manche Institutionen für Nutzungsrechte von Fotomaterial erheben.

Joachim Oepen, Köln

Katrin Hieke: Im Spannungsfeld von Politik, Innovation und Tradition: Das Rheinische Museum/Haus der Rheinischen Heimat in Köln 1925–1956 (Rheinprovinz – Dokumente und Darstellungen zur Geschichte der rheinischen Provinzialverwaltung und des Landschaftsverbandes Rheinland, Band 26), Berlin: Metropol Verlag 2018, 360 Seiten, 24,00 Euro.

Dort, wo heute am Deutzer Rheinufer das Landeshaus des Landschaftsverbandes Rheinland steht, befanden sich bis Anfang der 1950er Jahre die kriegsbeschädigten Reste von Kölns bis dahin größtem Museumsprojekt, dem »Rheinischen Museum«. Dieses Museum besaß bei seiner Eröffnung circa 6.000 Quadratmeter Ausstellungsfläche und war damit um einiges größer als zum Beispiel die damals maßgeblichen Provinzialmuseen im Reich. Anders als für diese wurde dem Rheinischen Museum kein eigenes gebautes Gebäude zudedacht, sondern es fand seine Bleibe in der umgebauten klassizistischen Kürassierkaserne am Deutzer Ufer, die nach dem Versailler Vertrag leergezogen in der entmilitarisierten Zone gestanden hatte.

Katrin Hieke arbeitet in ihrem gut lesbaren Buch die Geschichte des »Rheinischen Museums« in Köln-Deutz auf – von seinen konzeptionellen Anfängen zur Zeit der Jahrtausendausstellung der Rheinlande in Köln im Jahr 1925, über seine Eröffnung in nationalsozialistischer Zeit im Jahr 1936, nun als »Haus der Rheinischen Heimat«, bis hin zur Abwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg. Der Text ist eine leicht überarbeitete Fassung ihrer 2016 eingereichten Dissertation am Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturforschung der Universität Tübingen. Die Autorin lotet in den ersten drei Kapiteln die politischen, wissenschaftlichen und institutionellen Bedingungen für dieses, erstmals auf einen größeren Raum bezogene kulturhistorische Projekt aus und befasst sich intensiv mit den Konzeptionen und der Sammlung sowie den verantwortlichen Personen und Institutionen. Hier ist auch die schriftliche Quellenlage recht gut. Dabei geht die Autorin auch ausführlich auf die Realisierung der Gestaltung dieses musealen Großprojektes mit circa 150 vorgeschlagenen Themenräumen ein und nimmt dabei auch eine vergleichende Perspektive zu anderen Projekten ein. Hier kommen auch fotografische Zeugnisse zum Tragen. In den letzten beiden inhaltlichen Kapiteln hinterfragt Hilke dann das Ausstellungsgeschehen im Nationalsozialismus wie auch die Rezeptionsgeschichte dieses Hauses von der Eröffnung bis einschließlich heute.

Die Arbeit zeigt auch einen wesentlichen Teil des verschlungenen Wegs zum heutigen Kölnischen Stadtmuseum auf, das bis zum Ersten Weltkrieg erst in der Hahnenortburg und später auch in der Eigelsteintorburg einen kaum ausreichenden Ort für seine schnell wachsende Sammlung bekommen hatte. Konkrete Erweiterungspläne unterblieben zunächst aufgrund des Krieges, dann aufgrund der prekären Nachkriegslage. Das aus dem Kölner Museumsprojekt nun ein gesamtrheinisches wurde, ist in diesem Fall weniger anmaßenden Kölner Ambitionen geschuldet, sondern der eben besonderen Lage des Rheinlandes aufgrund der alliierten Besetzung. Hier galt es, die Lage des gesamten Rheinlandes in das öffentliche Bewusstsein zu heben und – so das Kalkül des Kölner Oberbürgermeisters Adenauer, dem maßgeblichem Initiator des Museumsprojektes – als Nebenprodukt dem preußischen Zentralismus auch Eigenwillen entgegen zu setzen. Seine großen Ausstellungsprojekte, wie die Jahrtausendausstellung (1925) sowie auch die *Pressa* (1928) bereiteten dem »Rheinischen Museum« den Boden. Die »stilbildende« (Hans-Ulrich Thamer) Jahrtausendausstellung mit ihren rund 10.000 Objekten war von konzeptioneller und sammlungsmäßiger Bedeutung und hatte gezeigt, dass ein kulturräumlich verortetes Thema in dieser Zeit sein Publikum fand. Für die *Pressa*, die den Ort erstmals für Ausstellungszwecke nutzte, wurden wichtige Baumaßnahmen in der Kaserne vorgenommen. Diese temporäre Großausstellung leistete – modern gesprochen – einen erheblichen Teil der nutzungsunabhängigen Umbaumaßnahmen und schaffte dadurch finanzielle Spielräume für das kommende Museumsprojekt.

Einen genauen Blick wirft die Autorin auf die begleitende und zum Teil initiierte Rolle der sich etablierenden Landeskunde, speziell auf das 1920 gegründete Institut für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn, aber auch auf das fachliche Museumsumfeld, das die Konzeption des Hauses beeinflusste, wie zum Beispiel den Heimatmuseumsboom und dessen beginnende Organisation in Vereinen, wie der Arbeitsgemeinschaft der rheinischen Heimatmuseen. Seit der Jahrtausendausstellung war der Historiker Wilhelm Ewald (1878–1955), Leiter des Kölner Historischen Museums, gleichzeitig mit der Erstellung der Museumskonzeption wie den Realisierungsabstimmungen des »Rheinischen Museums« beauftragt. Die dabei notwendigen Abstimmungen mit den anderen Kölner Kulturinstitutionen erwiesen sich als schwierig. Kompetenzgerangel wurde überlagert von divergierenden Ansichten, wie ein Museum auszusehen habe. Wenn der Landeskonservator des Rheinlandes, Paul Clemen, das Riesenmuseumsgebäude weder museumsmäßig gedacht noch ausgeführt fand, so steht seine Kritik auch stellvertretend für die Vertreter der kunstgeschichtlichen Museen, die Text- und Schautafeln, Modellen und Repliken skeptisch gegenüberstanden. Hier attestiert die Autorin – bei allen Vorbehalten – dem Konzept des »Rheinischen Museums« wie auch später seiner Umsetzung einen Modernitätssprung, gerade in der Öffnung des Hauses gegenüber einem Publikum, das weniger Bildungsvoraussetzungen mitbrachte. Das überlieferte Bildmaterial zeigt uns auch für heutige Verhältnisse modern anmutende Raum- und Wandgestaltungen. Die letztlich inhaltliche Ausgestaltung bleibt leider etwas im Ungewissen. Sie hätte uns zeigen können, wie der kulturräumliche Ansatz als Klammer für das Rheinland funktioniert hat oder eben nicht, so wie es aus den Diskussionen um das Konzept hervorgeht, wo

letztlich der Flusslauf des Rheins als alleinige Klammer für das heterogene Rheinland übrigblieb. Interessant, aber auch mehrdeutig zu deuten ist der Befund, dass nach der Machtergreifung das Konzept des Hauses nach dem Verzicht, die Judaica-Sammlung in der kirchlichen Abteilung zu zeigen, nicht wesentlich geändert wurde. Die Änderung des Namens in »Haus der Rheinischen Heimat« war die mit dem am wenigsten materiellen Aufwand verbundene Maßnahme, mit dem die neuen Machthaber das Museum als ihr eigenes vorstellen konnten. – Die internationale Rezeption war ausgesprochen positiv. Georges-Henri Rivière, ab 1937 Gründungsdirektor des Pariser Volkskundemuseums »Musée National des Arts et Traditions Populaires«, begeisterte sich für das Haus und ließ nach dem Zweiten Weltkrieg Teile der Ideen in sein wirkmächtiges Konzept der »écomusées« einfließen. Im Zweiten Weltkrieg wurden die Sammlungen an unterschiedliche Orte ausgelagert und sollten nie wieder zusammenkommen. Vieles ging verloren. Das Gebäude war stark beschädigt. Der Gedanke an eine Wiederherstellung des Museums wurde verworfen.

Wer länger im Museums- und Ausstellungsbetrieb gearbeitet hat wie die Autorin, wird mit hoher Wahrscheinlichkeit einen anderen, durch eigene Erfahrung geschärften Blick auf die Geschichte einer solchen Institution haben. Wenn eine solche erfahrungsgestärkte Sichtweise dann letztlich hilft, den Blick zu weiten und die Gefahren einer »déformation professionnelle« klug vermieden werden, dann darf sich der Leser einer solchen Museumsgeschichte auf einen breiten Erkenntnisgewinn freuen – wie in diesem Fall.

Eckhard Bolenz, Düsseldorf

Robert Becker: Die Kölner Regierungspräsidenten im Nationalsozialismus. Zum Versagen von Vertretern einer Funktionselite (Veröffentlichungen des Kölnischen Geschichtsvereins, Band 51), Köln/Weimar/Wien: Böhlau Verlag 2018, 420 Seiten, 65,00 Euro.

Die Forschung zu nationalsozialistischen Funktionseliten widmet sich erst seit Kurzem den Regierungspräsidenten als Mittelinstanzen der staatlichen Verwaltung. Neben Hedwig Schrull's Studie über Amtsinhaber im Westfälischen darf zu den dafür grundlegenden Arbeiten auch die hier vorzustellende von Robert Becker über den Regierungsbezirk Köln gelten. Der Verfasser stellt eingehende Berufsbiographien der Kölner Regierungspräsidenten Rudolf zur Bonsen (1933/34), Rudolf Diels (bis 1936) und Eggert Reeder (bis 1940/45) vor. Das Buch hält mehr als der Titel verspricht: Die Portraits behandeln auch die jeweilige Tätigkeit vor der Berufung in dieses Amt und die Zeit danach. Dafür hat der Verfasser, als Jurist bei der Bezirksregierung Köln unter anderem mit der Aufarbeitung von NS-Unrecht befasst, Quellen und Literatur umfassend ausgewertet.

Die von ihm behandelten Kölner Regierungspräsidenten entpuppen sich dabei für den Rezensenten jeweils als nahezu idealtypische Charaktere staatlicher Funktionsträger im Nationalsozialismus: Der Jurist zur Bonsen, ein DNVP-Mann trotz katholischen Glaubens, repräsentiert den »Idealisten«. Bereits 1932 wurde er als Regierungsrat in der

Kölner Bezirksregierung verbotswidrig Mitglied der NSDAP. Dass er praktizierender Katholik war, machte ihn nach der Machtübernahme zu einem geeigneten Kandidaten für eine Leitungsposition im Rheinland. Zur Bonsen gehörte zu den rechtsgerichteten Katholiken, die ihre Kirche mit dem Nationalsozialismus versöhnen wollten. Als Regierungspräsident exekutierte er deshalb 1933/1934 zunächst auch die gegen einen »politischen« Katholizismus gerichteten Maßnahmen, musste aber erkennen, dass der Staat an einer Versöhnung gar nicht interessiert war und er selbst nur als Feigenblatt bei kirchenfeindlichen Vorstößen diente. Wiederholt in Auseinandersetzungen mit dem sich etablierenden NS-Staat verwickelt, wurde er, um einen Skandal zu vermeiden, auf einen neuen Bezirk versetzt, wo er sich mit dem Gauleiter zerstritt. Nach weiteren konfliktbelasteten Folgeverwendungen wechselte er in den Ruhestand.

Sein Nachfolger Rudolf Diels wirkt dagegen wie eine reale Verkörperung der fiktiven Figur Henrik Höfgen in Klaus Manns Roman »Mephisto«: Ein ehrgeiziger Jurist, ehemaliger Freikorpskämpfer, der zu Republikzeiten aber auch in liberalen Kreisen verkehrte. Bei der preußischen Polizei mit der Verfolgung des »Linksradikalismus« befasst, diente er sich als »Überläufer« (Karl Dietrich Bracher) den Nationalsozialisten an. Diels gelang es stets, Menschen für sich einzunehmen, ab 1932/33 insbesondere Hermann Göring, der ihn seither förderte. Vor seinem Wechsel nach Köln befehligte Diels als Gründungsleiter die neue Geheime Staatspolizei. Er verfolgte Regimegegner, verhalf als Rückversicherung zugleich aber prominenten Republikanern wie Severing oder Kempner zur Flucht und legte belastende Dossiers über Nationalsozialisten an. Als Kölner Regierungspräsident agierte er ganz auf Parteilinie, obschon er durchaus kein überzeugter Nationalsozialist war. Nach 1936 wurde er aber in Flügelkämpfe der Partei, der er selbst erst 1937 beitrug, hineingezogen, musste in einen anderen Bezirk wechseln und geriet ins politische Abseits.

So skrupellos war sein Nachfolger Eggert Reeder nicht. Er blieb die längste Zeit im Amt, das aber durch die »Verreichlichung« an Bedeutung verloren hatte. Bezeichnenderweise verwaltete Reeder schließlich die Regierungsbezirke Aachen und Düsseldorf mit. Seit 1940 war er faktisch als militärischer Verwaltungschef in Belgien und Nordfrankreich tätig, wo er dann auch Internierungen und Deportationen von Juden verantwortete.

Der Jurist Reeder war bis 1932 Mitglied der nationalliberalen DVP. Erst 1933 wechselte er opportunistisch zur NSDAP. Mehr noch als seine Amtsvorgänger galt er als erfahrener, fähiger Berufsbeamter »durch und durch«. Wie jene scheiterte aber auch er im Bemühen, bei der Amtsführung die Polarität, »Vertreter des Staates oder Vasall der Partei« (Horst Matzerath) zu sein, aufzulösen. Daran änderte auch das gute Einvernehmen mit Gauleiter Josef Grohé nichts.

Reeder war in Belgien bemüht, das Reichssicherheitshauptamt auf Distanz zu halten. Wie zur Bonsen und Diels versuchte er später, daraus resultierende Auseinandersetzungen als Widerstandsakte auszuweisen. Letztlich handelte es sich aber zumeist um Kompetenzkonflikte grundsätzlich loyaler Funktionsträger im Machtgefüge des NS-Staats. Keiner der drei gestand das nach 1945 ein. Insbesondere Reeder beklagte sogar seine als ungerechtfertigt empfundene Verurteilung und Haft in Brüssel. Dabei kann man sein Vorgehen in Belgien, nach den Studien von Christoph Brüll etwa, noch kritischer werten, als Becker das tut.

Der dreiste Diels stellte sich bei den Nürnberger Prozessen als Kronzeuge zur Verfügung und diente dem »Spiegel« eine apologetische Autobiographie als Serie an. Darin stilisierte er sich zum Schöpfer der modernen politischen Polizei und inneren Widerständler bei Folgeverwendungen.

Das »Versagen einer Funktionselite«, so der Untertitel von Beckers Studie, ist somit ein zweifaches: Zum einen verrieten alle drei Regierungspräsidenten in der Amtsführung Grundsätze zuvor geübter Rechtsstaatlichkeit. Am wachsenden Einbezug von Zielen und Methoden der NS-Ideologie in die herkömmliche Verwaltungsarbeit waren sie direkt beteiligt. Zum anderen ließen sie später jede Einsicht vermissen, nahmen sogar für sich in Anspruch, Schlimmeres verhindert zu haben. Dagegen waren es, so wird durch Beckers Arbeit deutlich, genau Beamte wie diese, welche die Funktionstüchtigkeit des NS-Regimes bis zum bitteren Ende sicherstellten.

Hans-Gerd Dick, Weilerswist

Michaela Keim/Stefan Lewejohann (Hg.): Köln 68! protest. pop. provokation. Begleitband zur Ausstellung des Kölnischen Stadtmuseums und der Universität zu Köln im Kölnischen Stadtmuseum vom 20. Oktober 2018 bis zum 24. Februar 2019, Mainz: Nünnerich-Asmus Verlag 2018, 496 Seiten, 29,90 Euro.

»Am Samstagmorgen auf dem Weg zur Schule sagte mir der Fahrer der Linie 5 beim Einsteigen: ›... na dich sollten wir eigentlich stehen lassen.« Ich hatte absolut keine Ahnung wovon der Mann sprach, aber die Fahrgäste sahen auch nicht besonders freundlich aus und machten diese absolut beliebten Bemerkungen über die verkommene Jugend, die da auf ihre Kosten schmarotzte« (S. 57).

Man könnte meinen, es handele sich um etwas, das einer Aktivistin der Fridays for Future-Bewegung erst letztes Wochenende zugestoßen sei. In Wirklichkeit geschah es aber 1966, nachdem die Erzählerin an der KVB-Demonstration gegen die Erhöhung der Fahrpreise teilgenommen hatte und dabei fotografiert worden war. Dieses Foto hatte es auf die Titelseite des Kölner »Express« geschafft und die Schülerin schlagartig in ihrem »Veedel« bekannt gemacht.

Diese Geschichte demonstriert exemplarisch, mit welcher Herablassung damals und heute versucht wurde und wird, einen vom generationellen Unterschied getriebenen Veränderungsprozess zu marginalisieren oder sogar aufzuhalten. Es zeigt ebenso, wie sich Gesellschaft und Politik in den letzten 50 Jahren strukturell kaum verändert haben. Jedenfalls im Hinblick auf ihre Einstellung zu Erneuerung und Innovation.

Nun kann man aber nicht behaupten, dass es nach 1968 keine Wandlungen in der Bundesrepublik gegeben habe. 1968 steht dabei für einen Veränderungsprozess, der sich von der Mitte der 1960er Jahre bis zum Ende der 1970er Jahre erstreckte und der im Grunde erst durch die behäbige Gemütlichkeit der Kohl-Jahre nach 1982 wieder zum Stillstand gebracht wurde, zumindest an der Oberfläche. Diesem Schlüsseljahr 1968 widmete das Kölnische Stadtmuseum in einer erstmaligen Zusammenarbeit mit der Kölner Universität eine Ausstellung, der dieser Band als Begleitung und auch

Erweiterung des Spektrums um diejenigen Themen dient, die in der Ausstellung nicht oder nicht ausreichend behandelt werden konnten.

Neben einer thematischen Einführung und dem Versuch einer Bilanz gliedert sich der voluminöse Begleitband in fünf inhaltliche Teile, in denen jeweils eine Anzahl von Autoren über »Die Stadt«, »Die Universität«, »Der Protest«, »Die Kultur« und die »Die Gesellschaft« der nicht ganz anderthalb Jahrzehnte zwischen 1966 und 1978 berichten. Abwechselnd stehen neben den Fachartikeln über Mode, Musik und Muff (unter den Talaren) Augenzeugenberichte von mehr oder weniger prominenten Beteiligten an den Protesten in der Stadt und an der Universität. Damit tut sich ein Spannungsbogen zwischen reflektierten Abhandlungen nicht beteiligter Fachhistoriker und den persönlich gefärbten Schilderungen dieser Augenzeugen auf, der die Lektüre des Bandes noch spannender und unterhaltsamer macht. Historische Laien werden ihren Spaß ebenso haben wie Fachhistoriker, die sich über die vielleicht erstmals gewagte Untersuchung der Auswirkungen 68er-Proteste auf die Gesellschaft einer Stadt – einer katholischen, strukturkonservativen Stadt wie Köln – freuen dürfen. In dieser Fragestellung dürfte sicher noch einiges Untersuchungspotenzial schlummern.

Wie es sich für den Begleitband zu einer Ausstellung gehört, ist auch dieses Werk prall gefüllt mit Abbildungen der Exponate aber auch solcher, die der Illustration der einzelnen Themen dienen. Manches der abgebildeten Exponate stammt aus Privatbesitz und dürfte in den letzten 50 Jahren – wenn überhaupt – dann nur selten das Licht der Öffentlichkeit gesehen haben. Schon das allein verleiht dem Band einen intrinsischen Wert.

Da es aufgrund der Fülle der einzelnen Beiträge in diesem Band unmöglich ist, auf jeden einzeln einzugehen, seien hier einige Überlegungen zum Konzept des Bandes und damit auch der Ausstellung erlaubt.

Die Perspektive des rückblickenden Historikers führt gerade am Beispiel von 1968 vor, wie sehr Köln »eine Stadt zwischen Aufbegehren gegen die gesellschaftlichen Zustände auf der einen und dem Beharren und Festhalten an eben diesen auf der anderen Seite« war (S. 28). Auch wenn man dies im Rückblick glauben mag: Altes und Neues existieren immer eine Zeit lang gleichzeitig nebeneinander, bis sich das Neue durchsetzt. Das gilt nicht nur für technische Innovationen, sondern viel mehr noch für gesellschaftliche. Es ist gut, dass die Ausstellungsmacher dies nicht nur nicht übersehen haben, sondern es geradezu betonen. Das verhindert, dass 1968 als Urknall einer neuen Zeit glorifiziert und damit auch verkitscht wird. Natürlich haben auch nostalgische und verklärende Momente ihren Platz in diesem Buch und manchmal hat man sogar den Eindruck, der ein oder andere Autor eines Artikels kämpft die Kämpfe von damals noch einmal, diesmal mit den Mitteln des geschriebenen Worts. Schließlich hat ein Stadtmuseum auch die Aufgabe, den Bewohnern und Besuchern Stadt emotional zugänglich zu machen. Nie verlassen Autoren und Herausgeber aber den Pfad der wissenschaftlichen Aufarbeitung der Vergangenheit: Forschung findet auch im Museum statt. Die Zusammenarbeit mit der Universität war dabei sicher hilfreich.

Interessant – das haben natürlich auch die Herausgeber erkannt und thematisieren es entsprechend – ist der aktuelle Bezug des Themas. Damit wird der Ausstellungsband auch zu einem politischen Buch, zu einem Bekenntnis zu Demokratie, Vielfalt und Fortschritt. Prädikat: Absolut lesenswert!

Christian Hillen, Bonn

Claus Leggewie: 50 Jahre '68. Köln und seine Protestgeschichte (Sigurd Greven-Vorlesungen), Köln: Greven Verlag 2018, 109 Seiten, Abbildungen, 10,00 Euro.

Gleich zu Anfang stellt Leggewie fest: »1968 ist Geschichte« und schließt sich Hannah Arendt an, die glaubte, dass die Kinder des 21. Jahrhunderts »das Jahr 1968 so lernen wie wir das Jahr 1848«. Ein hoher Anspruch, der das Jahr überhöht und die Dauer der Protestjahre, die 1967 beginnen und 1969 enden, verhehlt. Doch Leggewie relativiert dies mit dem Hinweis auf den von Detlev Claussen geprägten und inzwischen zum Allgemeingut der Forschung gewordenen Begriff von der »Chiffre 68«. So betrachtet Leggewie nicht nur das Jahr 1968, vielmehr dehnt er die Darstellung der Ereignisse bis in die späten 1970er Jahre aus. Leggewies Sicht auf die »Protestgeschichte« scheint stark von der Biografie des Autors bestimmt, und tatsächlich ist Leggewie selbst nicht nur seine eigenen Erfahrungen einbringender Zeitzeuge (siehe S. 49, 58) – er selbst studierte seit 1968 in Köln und Paris –, er formuliert auch seine Ansicht zu Erscheinungen der Gegenwart, die er in einen inhaltlichen Kontext zu »'68« und den Absichten der damaligen Protagonisten setzt (S. 29). Das erschwert den Blick in diesem langen Essay auf die sieben »programmatischen Absichten«, die Leggewie »in Sachen '68« erkennt und mit den Redewendungen der Zeit umschreibt. Hierzu zählen die Reform der Universitäten, die Etablierung einer unter dem Begriff »POP« zu summierenden populären Massenkultur, die Frauenbewegung, die Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, die Beschäftigung mit der »Dritten Welt«, die Frage der Gewaltanwendung gegen Sachen und Personen als Mittel des Protestes und schließlich der Wunsch, die kapitalistische Wirtschaftsordnung zugunsten eines (utopischen) Sozialismus überwinden zu können.

Das Verdienst von Leggewie ist es nun, die Protestgeschichte in dem lokalen Bezugsrahmen von Köln darzustellen. Die häufig zitierten Urteile über die Rheinmetropole, die Köln zu dieser Zeit in einem Dornröschenschlaf sehen, lässt Leggewie nicht gelten, sondern sucht die Besonderheiten der Stadt. Hierzu zählen das Kulturleben der Stadt, dem es gelang, »eine lebendige, mainstreamfähige Subkultur« zu etablieren, die Kollektive und Individuen, die in der Protestphase ein eigenes Demokratieverständnis entwickelten, das eingebettet in die Strukturen der Stadt Entscheidungsprozesse bestimmte, und die »Projekte einer alternativen Wohlfahrt und Wirtschaft«.

Leggewie kann auf dem ihm zur Verfügung stehenden Raum nur die wichtigsten Daten zur Kölner Protestgeschichte liefern. Natürlich beginnt er mit der Universität, konstatiert aber, dass die »Universität sich als stabil erwiesen« (Erich Meuthen) hatte, was ein Resultat des Engagements der Störer war, deren Marsch durch die Institutionen von der Durchdringung und nicht von der Beseitigung geprägt war. Seine Darstellung der Frauenbewegung erweitert Leggewie um die Erziehung in Heimen und das

Coming-out der Homosexuellen. Die Diskussion um Kindererziehung, Gleichberechtigung der Frau und sexuelle Selbstbestimmung hatte auch seine Irrwege, wie Leggewie mit dem Hinweis auf eine von Henryk M. Broder und Fred Viebahn herausgegeben Zeitschrift belegt. In seiner Untersuchung der Popkultur merkt der Leser die Präferenzen des Autors. Die Vielzahl der experimentellen Musiker und die Ausstellungsaktivitäten der bildenden Kunst mit ihren provokanten Aktionen faszinieren ihn mehr als die politische Instrumentalisierung. Schwach hingegen ist Leggewies Darstellung der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit, die legendenhaft immer wieder als Antriebsmotor des Protestes in den Mittelpunkt gerückt wird. Leggewie reduziert sie auf die Person von Kurt Holl, der sehr spät die Ausstellung »Ungesühter Nazi-Justiz« nach Köln holte und wesentlich zur Einrichtung des EL-DE-Hauses als Gedenkstätte zur Erinnerung an die Gräueltaten der Gestapo beigetragen. Doch die Frage, ob die Mauthausen-Prozesse in Köln 1966 oder die Verstrickungen von Kölner Professoren oder Politiker im Nationalsozialismus überhaupt ein Thema der Protestierenden waren, wird nicht gestellt. In den folgenden Kapiteln über die »Dritte Welt«, den Terrorismus und die Kapitalismuskritik kann Leggewie mit einzelnen Beispielen und Personen konkret die Situation in Köln analysieren.

Dennoch – so wichtig seine Impulse sind – kann Leggewie das in den 1960er Jahren in Köln herrschende gesellschaftliche Klima nicht erfassen. Der häufiger als Protagonist und Unterstützer angerufene Heinrich Böll und Dorothee Sölle, die mit dem politischen Nachtgebet einen Meilenstein der Friedensbewegung schuf, waren nicht die einzigen fortschrittlichen Kölner aus der älteren Generation. In Politik und Verwaltung sowie in der Kunstszene und in vielen anderen gesellschaftlichen Bereichen war ein liberaler Geist anzutreffen, der sich klar von den Verhältnissen in Berlin und Frankfurt unterschied. Eine eindeutige, konservativ begründete Ablehnung der Forderungen und des Verhaltens, wie sie in Berlin durch die Springer-Presse angeheizt wurde, blieb am Rhein aus. Dies mag an der Situation Berlins als »Vorposten im Kalten Krieg« zu tun haben. Aber andererseits auch mit den Erfahrungen, die zum Beispiel Politiker schon in den 1950er Jahren in den Protesten gegen die Remilitarisierung und als Wehrdienstverweigerer gemacht hatten. Zusätzlich war mit dem WDR und den zahlreichen Verlagen eine Heimat für ein links orientiertes Bildungsbürgertum vorhanden.

In seinem Resümee stellt Leggewie die Errungenschaften von »'68« durchaus kritisch in den Kontext der Irrwege, wichtiger sind ihm allerdings die Attacken der Neuen Rechten, die ein Gegenprogramm zu der durch den Protest erreichten Demokratisierung »einer selbstbewussten Bürgergesellschaft« entwickeln und eine »revisionistische Anti-68-Position« einnehmen. Die Ziele von »'68« sind nach seiner Einschätzung zu erweitern, um ungerechte Verhältnisse aktuell zu bekämpfen.

Thomas Deres, Bergisch Gladbach

Barbara Schock-Werner: Köln. Auf den Punkt II. Mit der Dombaumeisterin a. D. durch die Stadt. Aufgezeichnet von Joachim Frank, Köln: Dumont-Verlag 2019, 176 Seiten, 14,99 Euro.

Wer sich kompakt über 30 bekanntere wie unbekanntere Orte in Köln auf eine lockere, ja unterhaltsame, wenngleich fachlich fundierte Weise informieren will, dem sei dieses kleine Büchlein sehr empfohlen, das die ehemalige Dombaumeisterin Barbara Schock-Werner zusammen mit dem Journalisten Joachim Frank verfasst hat.

Bereits das Titelbild zeigt drei bekannte touristische Highlights Kölns aus ganz unterschiedlichen Epochen: den gotischen Dom, die Hohenzollernbrücke des frühen 20. Jahrhunderts und die zeitgenössischen Liebesschlösser an dieser Brücke. Somit steht dieses Titelbild gleichsam paradigmatisch für den Inhalt dieses Bandes: Behandelt werden Denkmäler und Kleinodien aus Mittelalter, Neuzeit und Gegenwart.

Im ersten Teil werden auch nicht so bekannte Kirchen vorgestellt, wie zum Beispiel die Porzer protestantische Lukaskirche im Jugendstil mit ihrer imposanten Farbigkeit im Innenraum. Kaum bewusst sein dürfte selbst geschichtsinteressierten Kölnern, dass es fast 800 Jahre gedauert hat, bis die erste Kirche der Domstadt das Patrozinium der Heiligen Drei Könige erhalten hat: Diese steht seit 1930 in Bickendorf und beherbergt unter anderem die beeindruckenden Fenster von Thorn Prikker – eine Glasmalerei am Übergang von der bildlichen Darstellung zur reinen Abstraktion. In einer etwas anderen Form hingegen präsentiert sich die im Bauhausstil errichtete und ursprünglich auch im Inneren vollkommen in Weiß gehaltene Kirche St. Borromäus in Sülz, heute von der Eritreisch-Orthodoxen Gemeinde genutzt. Bekannter ist die zwischen 1928 und 1932 gebaute Krankenhauskirche St. Elisabeth in Hohenlind; bereits hier verwirklichte Dominikus Böhm gewissermaßen antizipierend eine Forderung des Zweiten Vatikanums nach einer stärkeren auch räumlichen Einbindung der Gläubigen in die Feier des Gottesdienstes. Ebenfalls konzipiert von Dominikus Böhm und architektonisch prägnant ist die »Zitronenpresse« St. Engelbert in Riehl mit ihrem kreisförmigen Grundriss. Darüber hinaus werden Kirchen der Nachkriegszeit vorgestellt: St. Maria in den Trümmern, die nüchtern-lichte Kirche St. Mechtern in Ehrenfeld, das Gotteshaus Bruder Klaus in Mülheim (eine Kombination von Beton und Ziegeln von Fritz Schaller), Neu St. Alban (die aus Sparsamkeit aus den Ziegeln des zerstörten Opernhauses errichtet wurde), der Schürmann-Bau St. Pius X. in Flittard mit stählernem Deckenraumfachwerk, die (mittlerweile profanierte) Auferstehungskirche in Buchforst (diese hat Ähnlichkeiten mit der Bruder-Klaus-Kapelle von Peter Zumthor bei Mechernich), die Sichtbetonkirche der Hochschulgemeinde Johannes XXIII. in Sülz oder die erst zu Beginn des 21. Jahrhunderts errichtete Kirche St. Theodor in Vingst. Dies alles beweist einmal mehr, dass Köln nicht nur eine Stadt der romanischen Kirchen, des gotischen Doms und einiger Barockbauten ist, sondern in architektonischer Hinsicht auch sehr sehenswerte und interessante Gotteshäuser des 20. Jahrhunderts, insbesondere der Zwischen- und Nachkriegszeit, beheimatet; allein zwischen 1928 und 1932 wurden 19 katholische Kirchen in der Rheinmetropole neu errichtet – eine dynamische, aber zugleich ferne Zeit im Vergleich zu der heutigen Situation, wo immer mehr Gotteshäuser profaniert werden. Diese Periode hebt sich auch wohltuend vom Kirchenbau des 19. Jahrhunderts ab, hatte doch noch Kardinal Antonius Fischer zu Beginn des

20. Jahrhunderts die Maxime ausgegeben, dass neue Kirchen nur in romanischem oder gotischem Stil errichtet werden dürften. Insofern stellt die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg einen zukunftsweisenden Bruch dar, der Gotteshäuser nun in modernen, zeitgenössischen Formen entstehen ließ. Die räumliche Verteilung der vorgestellten Kirchen zeigt zudem, dass man sich in architektonischer Hinsicht auch im 20. Jahrhundert – gleichsam auch »extra muros« – dem »Heiligen Köln« verpflichtet sah.

In einem weiteren Teil stellt Schock-Werner noch eine Reihe sehenswerter Weihnachtsskripen vor. Der darauffolgende Abschnitt ist Darstellungen heiliger Frauen – durchweg unangepasst und Kritik an der Amtskirche übend (und gerade deshalb heilig!) – gewidmet. Nicht nur im Großen (Kirchenbau), sondern auch im Kleinen (Statuen, Gemälde) finden sich viele interessante Geschichten wieder.

Erfrischend ist, dass das Autorenteam nicht nur schöne Orte Kölns präsentiert, sondern auch auf hässliche und verwahrloste Stellen der Stadt hinweist. Damit setzen sich die beiden angenehm ab von einer leider nicht selten anzutreffenden kölschen Selbstbewehräucherungsmentalität. So ist der dritte Teil des Buches »Köln zum Abgewöhnen« eben nicht den Schokoladenseiten der Stadt gewidmet. Unter anderem werden hier zum Teil schier unglaubliche, aber leider wahre Geschichten erzählt wie zum Beispiel über das älteste erhaltene Bahnhofsgelände überhaupt in Deutschland (Belvedere in Müngersdorf), die verwahrloste Römermauer, die chaotische Verkehrssituation am Heumarkt oder den Zustand der Trauerhalle auf Melaten (»administrativer Vandalismus«, was Zerstörung durch Nichtstun bedeutet). Allerdings muss der Rezensent in der »Fahrrad-Frage« als passionierter Fahrradfahrer dem Co-Autor Frank zustimmen, ist das Fahrrad doch das umweltfreundlichste und gesündeste Verkehrsmittel – in einer Großstadt ohnehin; Schock-Werner hingegen scheint sowohl mit dem aktiven als auch mit dem ruhenden Fahrradverkehr etwas über Kreuz zu liegen ...

»Köln zum Abgewöhnen« zeigt leider auch, dass die Stadt viele ihrer historischen und kulturellen Highlights überhaupt nicht (genügend) würdigt – vielleicht, weil man ja so viele davon hat und sich des hohen Wertes dieser Schätze nicht bewusst ist.

Im vierten Teil »Köln zum Vorzeigen« präsentiert das Autorenteam nicht nur bekannte Glanzpunkte der Rheinmetropole (unter anderem Dreikönigenpförtchen, Stadtwald), sondern auch weniger bekannte, denen mittels dieses Buches vielleicht größere Aufmerksamkeit zuteilwerden wird (so zum Beispiel das Ungers-Archiv in Müngersdorf). Darüber hinaus wird der Blick gelenkt auf Kunst in der profanen Nutz-/Wohnarchitektur, die für Viele wohl nicht bewusst im Blickfeld liegt, wie etwa die Sgraffiti (Kratzbilder im Putz) an einer Reihe von Wohn- und Geschäftshäusern vor allem der Nachkriegszeit – eine Kunstform der 1950er Jahre.

Der kleine und handliche Band ist illustriert mit sehr qualitätvollen Fotos von Csaba Peter Rakoczy. Entstanden ist das Buch aufgrund einer Sammlung von Kolumnen im Kölner Stadt-Anzeiger; für die Präsentation in der vorliegenden Buchform wäre an einigen wenigen Stellen eine behutsame redaktionelle Nachjustierung (unter anderem keine aktuelleren Zeitungsverweise) optimierend gewesen.

Insgesamt ein sehr empfehlenswertes Werk, weil aus der Feder einer Fachfrau und dem Blick eines gut beobachtenden Journalisten, wengleich zuweilen auch subjektiv, aber gerade eben deshalb erfrischend und anregend für Diskussionen und – hoffentlich – für

Verbesserungsbestrebungen. Zu hoffen ist, dass dieses Buch möglichst viele kulturinteressierte Kölnerinnen und Kölner lesen. Für die kulturpolitisch Verantwortlichen sollte es zur Pflichtlektüre gehören. Zu wünschen wären weitere »Köln auf den Punkt«-Bände – denn es gibt in der Rheinmetropole noch viele Orte sowohl zum »Abgewöhnen« als auch zum Entdecken. Die Stadt hat ein enormes – leider zuweilen auch ungehobenes und zum Teil verwahtes – kulturelles Potenzial, das in den Blick zu rücken und vor allem zu pflegen Auftrag und Verpflichtung aller Verantwortlichen in Politik und Bürgerschaft ist.

Wolfgang Rosen, Köln/Bonn

Autorinnen und Autoren

Prof. Dr. Ulrike **Bergmann**, Technische Hochschule Köln, Fakultät für Kulturwissenschaften – Dr. Eckhard **Bolenz**, Düsseldorf – Thomas **Deres** M. A., Bergisch Gladbach – Hans-Gerd **Dick**, Zülpich – Lucas **Doil**, Köln – Helmut Johannes **Fußbroich**, Köln – Philipp **Gatzen**, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Geschichtswissenschaft, Abt. für Geschichte der Frühen Neuzeit und Rheinische Landesgeschichte – Dr. Gerhard-Peter **Handschuh**, Mittelbiberach – Dr. Jürgen **Herres**, Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berlin – Dr. Christian **Hillen**, Bonn – Prof. Dr. Eberhard **Isenmann**, Universität zu Köln, Historisches Institut – Saskia **Klimkeit**, Köln – Benedikt **Neuwöhner**, Lehrstuhl für die Landesgeschichte der Rhein-Maas-Region, Universität Duisburg-Essen – Dr. Joachim **Oepen**, Historisches Archiv des Erzbistums Köln – Kim **Opgenoorth**, Universität zu Köln, Historisches Institut, Neuere Geschichte – PD Dr. Esther von **Plehwe-Leisen**, Technische Hochschule Köln, Fakultät für Kulturwissenschaften – Stefan **Plettendorff**, Historisches Archiv des Erzbistums Köln – Leah **Raith**, Köln – Prof. Dr. Michael **Rohrschneider**, Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn, Institut für Geschichtswissenschaft, Abt. für Geschichte der Frühen Neuzeit und Rheinische Landesgeschichte – Dr. Wolfgang **Rosen**, Köln/Bonn – Prof. Dr. Wolfgang **Schmid**, Winnigen – Dr. Dirk **Schmitz**, Römisch-Germanisches Museum/Archäologische Bodendenkmalpflege, Köln – Prof. Dr. Bernhard **Schneider**, Trier – Henrike **Stein**, Köln – Gregor **Weiermüller**, Lehrstuhl für die Landesgeschichte der Rhein-Maas-Region, Universität Duisburg-Essen – Prof. Dr. Karl **Ubl**, Universität zu Köln, Historisches Institut – Lars **Wirtler** M. A., Köln.